

Im *hohen* Alter

*24 Porträts von Luzernerinnen
und Luzernern über 80*



FORUM
LUZERN **60+**

Eine Publikation des Forums Luzern60plus

Die Publikation wurde unterstützt durch die Stadt Luzern, Alter und Gesundheit, Albert Koechlin Stiftung, Pro Senectute Kanton Luzern und Gemeinnützige Gesellschaft Luzern

Impressum

Herausgeber: Forum Luzern60plus
Redaktion: Hans Beat Achermann, Luzern
Gestaltung: Yvonne Portmann, Luzern
Druck: Gamma Print AG, Luzern

©Forum Luzern60plus
www.luzern60plus.ch

März 2025

Inhaltsverzeichnis

Editorial	6
Erfahrungen und Wünsche hochaltriger Menschen	7
Annalis Amstad-Sicher	10
Bruno Stämmer-Horst	14
Berti Felder-Bieri	18
Pietro Abt	22
Marietheres Egloff-Felber	26
Laszlo Kummer	30
Beatrice Tönz-Osterwalder	34
Markus Giovanoli	38
Elfi Grendene	42
Peter Tüfer	46
Hedwig Degonda	50
Guerino Luigi Riva	54
Myrtha Matthey	58
Raphael Grolimund	62
Rita Egle-Frey	66
Adamo Pinarci-Moser	70
Lily Fischer	74
Hans Koller-Bühlmann	78
Rita Maeder-Kempf	82
Ute Birgi-Knellessen	86
Josef Fries-Steffen	90
Verena Baumgartner	96
Hans «Jonny» Wiprächtiger	100
Sieglinde Raeber-Sawitzki	102
Autorinnen und Autoren, Fotografinnen	106

Editorial

Ende 2024 lebten in der Stadt Luzern rund 5400 Menschen, die über 80 Jahre alt sind. In der Forschung wird vom vierten Alter, der Phase der Hochaltrigkeit gesprochen. Im Alltag wird die Zunahme der über 80-Jährigen manchmal etwas abschätzig als Überalterung bezeichnet. Doch Fakten und Begriffe allein werden dieser Lebensphase nicht gerecht. Wie sieht der Alltag dieser Menschen im hohen Alter aus, wie und wo leben sie? Wie stehen sie in Kontakt mit der Gesellschaft, welches sind ihre sozialen Netze? Wie blicken sie in die Zukunft und worauf schauen sie zurück?

Das Forum Luzern60plus als städtische Fachkommission hat sich verdankenswerterweise die Mühe gemacht, Antworten auf diese Fragen direkt bei den Menschen zu suchen und genauer hinzuschauen. Die vorliegende Publikation macht zwei Dutzend über 80-jährige Menschen sichtbar, insbesondere auch für die Politik und die (jüngere) Öffentlichkeit. Sie gibt der Generation, die noch vor oder während des Zweiten Weltkrieges geboren wurde und manchmal von den nachfolgenden Generationen fast vergessen wird, ein Gesicht.

Die 24 Porträts unterschiedlichster Menschen über 80 geben Einblicke in ihre Lebenswelten und Lebensläufe, aber auch in ihre An- und Einsichten zum Thema Alter. Es wird sichtbar, wie unterschiedlich die Zeit nach der Pensionierung verbracht wurde. Und natürlich gehören auch Schicksalsschläge wie der Verlust eines geliebten Menschen oder Krankheit zu den Ereignissen im höheren Alter. Dies wird in den Porträts genauso wenig ausgeklammert wie der Blick auf das eigene Lebensende.

Die vorliegende Publikation zeigt auf, dass das hohe Alter auch mit natürlicherweise zunehmender Gebrechlichkeit die Chance bietet, ein sinnerfülltes Leben zu leben, den Alltag zu geniessen und neugierig zu bleiben. Mein besonderer Dank gilt deshalb den porträtierten Menschen, die sich für das Projekt zur Verfügung gestellt haben. Es ist nicht selbstverständlich, die eigene Lebensgeschichte in Text und Bild gegen aussen zu präsentieren.

*Melanie Setz
Stadträtin Luzern, Sozial- und
Sicherheitsdirektorin*

Erfahrungen und Wünsche hochaltriger Menschen

Von Corinne Hafner Wilson und Alexander Widmer

Hochaltrigkeit definieren wir oft über zunehmende gesundheitliche Beschwerden und den Verlust der Selbstständigkeit. Allerdings sind wir in jeder Lebensphase – wenn auch in unterschiedlicher Art und Weise – auf andere Menschen angewiesen und bewältigen unseren Alltag nie gänzlich autonom. Selbstständigkeit ist somit nicht mit Selbstbestimmung gleichzusetzen. Letzteres bedeutet, das Leben – auch im hohen Alter – nach den eigenen Werten und Vorstellungen gestalten zu können. Viele ältere Menschen sehen sich nämlich noch nicht als «wirklich alt», solange sie noch selbstständig und selbstbestimmt in ihrem vertrauten Daheim leben können.

Wonach streben hochaltrige Menschen?

Eine Untersuchung des Gottlieb Duttweiler Institutes (Breit & Samochowiec 2020) zeigt, dass im hohen Alter persönliche Ziele an Bedeutung gewinnen, während die Ziele des Umfeldes an Relevanz verlieren. Während «Glück» in jeder Lebensphase einen etwa gleich hohen Stellenwert geniesst, stehen Themen wie «Gesundheit» und «Langlebigkeit» stärker im Fokus. Laut Höpflinger (2019) beeinflussen zudem vergangene Ereignisse die Zufriedenheit im hohen Alter massgeblich – oft stärker als die aktuelle Lebenssituation.

Befragungen belegen, dass sich hochaltrige Menschen eine sichere Umgebung, die Möglichkeit zu selbstbestimmtem Handeln, die Pflege von Traditionen sowie den Schutz von Natur und Umwelt wünschen. Ebenso wünscht sich ein Grossteil von ihnen, ihre Werte und Erfahrungen an jüngere Generationen weitergeben zu können. Allem voran zeichnet sich das hohe Alter durch ein weit umfassenderes Vermögen an Erinnerungen und Erfahrungen aus, das den nachfolgenden Generationen weitergegeben wird. Jüngere Generationen können davon jedoch nur profitieren, wenn hochaltrige Menschen soziale Teilhabe erfahren und von ihrer Umwelt wertgeschätzt werden, also wenn ein Dialog und Austausch stattfindet.

Mit einer höheren Lebenserwartung erweitert sich dieses Zeitfenster, in dem Erfahrungen gesammelt und Erinnerungen geformt werden können. Im Unterschied zu früheren Generationen ist hier die Phase des sogenannten «Dritten Alters» – der Lebensabschnitt, der mit der Pensionierung beginnt und meist von Aktivität und guter Gesundheit begleitet ist – zu nennen. Diese Phase kann als die eigentliche Errungenschaft des 21. Jahrhunderts bezeichnet werden (Taboada et al. 2024). Hochaltrigkeit hingegen ist kein neues Phänomen, sie hat sich im 20. und 21. Jahrhundert lediglich «im Lebenslauf verschoben»: Hochaltrig sind die Menschen heute eher mit 80 statt wie früher mit 60 Jahren – wobei dies auf den individuellen Lebenslauf ankommt.

Wie finden wir einen positiven Umgang mit der Hochaltrigkeit?

Die längere Lebenserwartung verlängert das Miteinander verschiedener Generationen und eröffnet damit Chancen für gegenseitiges Lernen. Die Lebenserfahrung hochaltriger Menschen in Kombination mit einer gewissen Gelassenheit ist eine solide Voraussetzung für einen guten Umgang mit jüngeren Generationen. Hochaltrige haben aufgrund ihrer Lebenserfahrung oft die Fähigkeit, mit schwierigen Erfahrungen gut umgehen zu können – eine Perspektive, die insbesondere in von Krisen geprägten Zeiten grossen Wert hat.

Wer von Träumen und Zielen hochaltriger Menschen spricht, darf ihre Ängste nicht ausklammern: Die verbreitete Sorge dieser Altersgruppe sind gesundheitliche Beschwerden – vor allem Demenz. Auch wenn ein hohes Lebensalter nicht zwangsläufig Pflegebedürftigkeit bedeutet, wird der Körper selbst bei gesunden Menschen einmal an seine Grenzen stossen. Diese Aussicht kann Ängste und Unsicherheiten auslösen.

Wie kann es gelingen, trotz dieser altersbedingten Veränderungen ein wichtiger Teil der Gesellschaft zu bleiben? Die Frage ist keineswegs neu – in jeder Epoche haben sich Menschen mit ihr auseinandergesetzt und unterschiedliche Antworten gefunden. Heute stellt sich diese Frage aber oft erst später im Leben – entsprechend müssen neue Antworten gefunden werden. Besonders im Hinblick auf den demografischen Wandel wird die Frage der sozialen Teilhabe im hohen Alter drängender.

Die Schweiz ist eines der Länder mit der höchsten Lebenserwartung und steht vor der Herausforderung, die Bedürfnisse hochaltriger Menschen vermehrt in den Mittelpunkt zu rücken, um ihnen ein Leben in Würde, Teilhabe und Selbstbestimmung zu ermöglichen. Insbesondere in Bezug auf Infrastruktur, Alterswohnungen, Digitalisierung sowie punktuelle Unterstützung im Alltag sind neue Lösungen gefragt. So können technologische Innovationen heute mehr Möglichkeiten als je zuvor eröffnen, doch sind auch neue Herausforderungen entstanden, etwa durch veränderte Familienstrukturen mit der Zunahme von Kleinfamilien oder grösseren geografischen Distanzen zwischen Familienmitgliedern.

Jedes zweite ab dem Jahr 2000 geborene Kind hat gute Chancen, seinen 100. Geburtstag zu erleben. Diese Hochaltrigen der Zukunft werden über einen noch grösseren Erfahrungsschatz verfügen als die heutige Generation. Welche Träume und Ziele werden sie dann prägen? Darüber können wir nur spekulieren. Dass sie welche haben werden, ist jedoch sicher.

Literatur

Breit, Stefan und Jakub Samochowiec (2020). *Nie zu Alt? Älter werden zwischen Offenheit und Bewahrung*. GDI Studie Nr. 48. Rüslikon: Gottlieb Duttweiler Institut.

Höpflinger, François (2019) *Hochaltrigkeit – Zur Lebenssituation der über 80-jährigen Frauen und Männer in der Schweiz*. www.hoepflinger.ch

Taboada, Diego, Sonia Estevez und Jérôme Cosandey (2024). *Altersvorsorge neu gedacht: Für eine Modernisierung des Drei-Säulen-Systems*. Zürich: Avenir Suisse.

In der Neustadt und der Welt zuhause

Als sich die Lifttür im Haus an der Neustadtstrasse öffnet, stehen sie empfangsbereit an der Wohnungstür: Annalis Amstad-Sicher, 86, daneben die gut genährte Kätzin Simi, 14 Jahre alt, in Katzenjahren gerechnet also noch etwas älter als die Hausherrin. Die Katze zieht sich rasch ins Schlafzimmer zurück und Annalis' Ehemann Toni verlässt nach der Begrüssung die 3-Zimmer-Wohnung, um die wöchentliche Englisch-Lektion zu besuchen.

Wir hören nun fast zwei Stunden lang der erzählfreudigen Annalis zu, nehmen teil an der Rückschau auf eine lange Lebensreise, gehen mit auf eine biografische Wanderung. Womit die ersten Stichworte gefallen sind, die bis heute wichtig sind im Leben der gebürtigen Küssnachterin: das Wandern und das Reisen. Noch am Tag vor unserem Besuch war sie mit den Naturfreunden unterwegs, wanderte von Ballwil nach Eschenbach. Und die Woche zuvor ging es mit ihrem «GA-Grüppli» ins Val-de-Travers in den Neuenburger Jura. «Zum Wandern gehört immer auch ein feines Mittagessen», lacht Annalis. Picknicken war früher, als noch die Berge riefen. In jüngeren Jahren machte sie auch längere Wanderferien, meist organisiert. «Ich fühle mich zwar gesund, aber natürlich geht nicht mehr alles.» Sie stellt das ohne Bedauern fest, genauso wie sie zum Reisen dezidiert sagt: «Jetzt ist fertig.» Was sicher umso leichter fällt, weil sie fast alle europäischen Länder besucht hat und darüber hinaus auch auf anderen Kontinenten war: in China, in der Sahara, in Peru und weiteren Gegenden. «Es ging mir nie darum, möglichst viele Länder abzuhaken. Deshalb kenne ich auch die Zahl der besuchten Destinationen nicht genau: Ich war an fremden Kulturen interessiert wie auch an eindrucklichen Landschaften.»

«Langeweile kenne ich nicht»

Jetzt ist der Radius kleiner geworden, nicht aber die Lust an der Bewegung. Am Dienstag ist immer ein Besuch im Mrs. Sporty angesagt, einem Fitnessraum gleich um die Ecke. Stolz zeigt sie uns das pinke, bedruckte Mrs.-Sporty-T-Shirt, das sie vom Inhaber Nick Bolli geschenkt bekommen hat. Doch auch an anderen Wochentagen gibt's Programm: Am Montag ist Putztag, am Mittwoch in der Regel Wandertag. «Langeweile kenne ich nicht», sagt die vielseitig Interessierte. «Es ist eher so, dass ich meine Ungeduld und Hektik oft etwas zügeln muss.»



Seit vielen Jahrzehnten wohnen sie und ihr Mann im Neustadtquartier. Da gehören auch der samstägliche Marktbesuch im Helvetiagärtli dazu samt Café-Besuch. Im Körbli liegen dann meistens ein paar Fische für das Menü am Samstagmittag. Das «Arlecchino» an der Habsburgerstrasse gehört fast täglich zu ihrem bevorzugten «Einkehrort», einmal pro Woche ist es auch das «Majorelle» im Himmelrich, wo sie ihre Schale bestellt.

Tüchtig und glücklich im Verkauf

Nach der Kindheit in Küssnacht zog die Familie – Vater, Mutter und ihr Bruder – nach Kriens. Annalis, das Arbeiterkind, damals zehn, hatte einen Schock: «Das neue Wohnhaus auf Oberallenwinden, das einer Tante gehörte, war damals ziemlich abgelegen. Und als Schwimmerin vermisste ich den See, der in Küssnacht quasi vor der Haustür lag.» Annalis war eine gute Schülerin, besuchte zwei Jahre die Sek, anschliessend war sie ein Jahr zum Französisch-Lernen in einem Institut im Elsass als Au-pair angestellt. Nach der Rückkehr machte sie in einem Krienser Lebensmittelladen eine Verkaufslehre. «Die Ladenbesitzerin hatte mich gekannt und mich ohne Bewerbung eingestellt.» Beim Lebensmittelgeschäft Amrein-Rogger, wo sie nach der Lehre für 240 Franken Monatslohn arbeitete, wurde sie von einer zu Besuch weilenden Kundin gefragt, ob sie Lust hätte, für ein Jahr nach England zu kommen. Das College Farm Country Hotel lag abgelegen in Fotheringhay near Peterborough. «Auch wenn es wenig Abwechslung gab, so lernte ich immerhin Englisch.»

Nach der Rückkehr in die Schweiz folgte eine Anstellung im «cristall haus fred nufer» an der Pilatusstrasse/Hirschmattstrasse. Der Lohn betrug jetzt, 1959, 500 Franken. Überzeit und Sondereinsätze wie an der damaligen Luwal, der Weihnachtsausstellung im Kunsthaus, wurden nicht abgegolten. So wechselte sie die Branche, verkaufte danach Herrenmode bei ESCO am Grendel, nach dessen Geschäftsaufgabe bei Schild am Falkenplatz. An beiden Stellen fand sie berufliche Befriedigung und erfuhr Wertschätzung.

Bescheiden aufgewachsen

Mit 62 wurde sie pensioniert, hatte hie und da noch ein paar Einsätze. Die neue freie Zeit nutzte sie weiterhin für Reisen und Wanderungen, aber auch in Freiwilligenarbeit engagierte sie sich: bei der SP, als Wanderleiterin und beim Mittagstisch im MaiHof. Sie und ihr Mann Toni, mit dem sie seit 1969 verheiratet ist, haben immer gearbeitet, allerdings nicht immer Vollzeit. Auch wenn sie nicht ganz die volle AHV-Ehepaarrente beziehen, können sie nicht klagen. «Ich bin bescheiden aufgewachsen.» Toni und Annalis, die sich an der Beckenrieder Älplerchilbi kennengelernt hatten, blieben kinderlos; und als das klar war, kam die erste Katze ins Haus. Simi ist nun bereits die dritte.

Weitere Katzen bevölkern die Wohnung, solche aus Luzerner Keramik – feines Kunsthandwerk. Kunst von Innerschweizer Künstlerinnen und Künstlern ziert auch die weissen Wände. Unzählige Museumsbesuche in der ganzen Schweiz bereicherten die Lebenswelt von Annalis Amstad.

Kinderbücher als Hobby

Inmitten des Gesprächs steht Annalis auf, geht zum Büchergestell, kniet nieder. Während unten geschätzte zwei Laufmeter Silva-Bildbände über «fremde» Länder stehen, sind ein Tablar höher Dutzende Kinderbücher eingeordnet: «Ich habe in fast jedem besuchten Land ein Kinderbuch gekauft.» Zuerst ohne Sammelabsicht, später dann sehr gezielt als eigentliches Hobby. Die illustrierten Bücher geben Einblicke in Kinderwelten von anderen Kulturen und Kontinenten: «Und sie machen einfach Freude.»

«Mit 86 weiss man natürlich, dass das Ende näherkommt», spricht Annalis Amstad das Thema Sterben und Endlichkeit an. Früher hätte sie gar nie eine Vorstellung vom Alter gehabt, das Leben einfach «vorewäg gno». Bewusst wurde ihr die Begrenztheit des Lebens schmerzlich, als ihr zwei Jahre jüngerer Bruder 2020 an Corona starb. «Ich selber möchte einen 'guten' Tod haben ohne langes Leiden.» Nach diesem erfüllten Leben müssten es laut ihr auch nicht 100 Jahre sein. Es wird nochmals eine letzte Reise in ein unbekanntes Land sein.

Hans Beat Achermann (Text), Priska Ketterer (Fotos)



Annalis Amstad-Sicher

geboren 1938 in Küssnacht am Rigi, später aufgewachsen in Kriens. Seit 1965 wohnhaft in Luzern. Nach einer Verkaufslehre arbeitete sie Jahrzehnte bis zur Pensionierung als Verkaufsberaterin für Herrenmode in Luzern. Kinderlos verheiratet mit Toni Amstad seit 55 Jahren.

Vom Flugverkehrsleiter zum Chef de ménage

Es gibt mindestens zwei Leitlinien, nach denen Bruno Stämmer sich in seinem Leben ausgerichtet hat. Erstens: Wenn es nicht mehr passt, muss man etwas ändern. Zweitens: Dinge, die sich nicht ändern lassen, soll man akzeptieren. Das tönt einfacher, als es ist. Doch der 84-Jährige ist bestes Beispiel dafür, dass dieser Weg gelingen kann. Jüngster Schritt: Im Herbst 2024 ist er aus seiner Mietwohnung in der Neustadt ausgezogen, weil ihm die Umgebung nicht mehr zusagte. «Obwohl ich ein begeisterter Bahnfahrer bin, hat mich der Zugverkehr vor dem Schlafzimmerfenster immer mehr gestört. Zudem wurden die Kontakte im Haus spärlicher. Nach dem Tod meiner Frau spürte ich auch eine zunehmende Trägheit meinerseits. Ich wollte aber nicht vereinsamen und sah mich nach einer anderen Wohnform um.» Schneller als gedacht, ergab sich die Möglichkeit, in der Überbauung des TERTIANUM beim Verkehrshaus Luzern eine 2-Zimmer-Wohnung zu mieten. «Genau das Richtige», sagt Bruno Stämmer zufrieden, als wir ihn im neuen Domizil besuchen. Er kennt noch nicht alle Ecken und Leute, aber er ist zuversichtlich, dass er sich bestens einleben und vielleicht sogar auf eine Jassgruppe stossen wird. «Für mich stimmt es hier. Direkt vor der Wohnung gibt es einen ruhigen Sitzplatz. Ich lasse mich einmal am Tag fein bekochen und geniesse am Tisch Gesellschaft. Das ist doch toll!» Was sich nicht ändern lässt, sind die Essenszeiten am Abend. Serviert wird zwischen halb sechs und sieben Uhr. «Etwas später wäre mir schon lieber. Aber es ist, wie es ist», meint der Pensionär gelassen. Also zieht er es vor, mittags mit andern zu tafeln und abends in seiner eigenen Küche etwas zuzubereiten.

Fasziniert vom Fliegen und von Flugzeugen

Neue Wege gehen, wenn das Alte nicht mehr passt: dies war auch in seinem Beruf der Fall. Das Lehrerseminar brach Bruno Stämmer ab, weil er sich dort nicht am richtigen Platz fühlte. Die Stelle als Chemielaborant «war in Ordnung», aber echte Passion empfand er erst als Flugverkehrsleiter. Eine gründliche Ausbildung hatte er in Bern und in England genossen, um schliesslich 34 Jahre auf dem Flughafen Zürich im Dienst der zivilen Flugsicherung zu arbeiten, die man erst Radio Schweiz, dann Swiss Control nannte und die heute Skyguide heisst. Fasziniert von Flugzeugen und vom Fliegen, lag die eigene Reiselust nahe. Madeira, die Kapverden, Südamerika, Kuba, Guatemala hatten es ihm besonders angetan. «Wer Spanisch



spricht, ist dort erst recht willkommen. Mir gingen stets die Türen auf, ich war für die Leute ein Amigo, kein Gringo.» Auch fernöstliche Destinationen wie Indien, Indonesien, Japan und die Südseeinseln haben ihn begeistert.

Der Politikergattin den Rücken freigehalten

Als Bruno Stämmer 1995 in Pension ging, war er Vater von zwei Töchtern im Primarschulalter. Fünf Jahre später, 2000, wurde seine 18 Jahre jüngere Frau Ursula Stämmer in den Luzerner Stadtrat gewählt. «Von dem Moment an war klar, dass ich zu 100 Prozent Haushalt und Kinder übernehme.» Seiner beruflich stark engagierten Lebensgefährtin den Rücken freizuhalten war nie in Frage gestellt. «Wenn man sich an offiziellen Anlässen nach meiner beruflichen Tätigkeit erkundigte, gab ich mich voller Genugtuung als Chef de ménage aus», sagt er schmunzelnd, «denn 'Hausmann' tönte in den gehobenen Kreisen recht bieder.» Natürlich sei zu bedenken, dass er damals auf ein erfülltes Berufsleben zurückblicken konnte und gleichzeitig noch «Power» hatte. Im Gegensatz zu seinen pensionierten Kollegen kam er weiterhin einer verantwortungsvollen Aufgabe nach. Damals sass er auch in der Schulpflege und erfuhr von Sorgen und Nöten der Kinder, Eltern und Lehrerschaft. «Darüber hinaus hielt ich mich bewusst von der Politik fern.»

Immer top organisiert

Die Vollblutpolitikerin und der Hausmann: Das hiess Emanzipation auf beiden Seiten, Freiheiten und Toleranz inklusive. «Es liess sich nicht ändern, dass meine Frau nach der Arbeit spät nach Hause kam, weil immer noch etwas zu erledigen war», erzählt Bruno Stämmer. «Dafür hatte sie grosses Verständnis, dass ich über den Winter in den Süden wollte. Meinen Gelenken geht es in der Wärme einfach besser.» Haushalt und Familie seien dann jeweils speziell geregelt worden. «In Sachen Organisation waren wir top!», betont der Witwer. Ursula Stämmer amtierte bis 2016 als Stadträtin. 2020 erlag sie 62-jährig einem Krebsleiden. «Es ist traurig, dass Ursula viel zu früh gehen musste. Aber ich bin froh, dass ich sie bis fast zuletzt daheim betreuen durfte.»

Kann er sich vorstellen, an einem unlängst ins Leben gerufenen Witwertreffen mitzumachen? «Eher nicht. Was vorbei ist, ist vorbei. Ich schaue lieber nach vorn.» Dazu gehöre das Interesse am Heranwachsen seiner kleinen Enkelin Freya, die ihn mit den Eltern regelmässig besuchen kommt und die er gerne ab und zu hütet. Zu seinen Töchtern pflegt er ein schönes Verhältnis. Auf beide ist er ausgesprochen stolz. «Aber ich wollte nie, dass sie mich irgendwann pflegen müssen.»

Tai Chi vor dem Frühstück

Der Begriff «Seniorenresidenz» oder «Altersheim» hat für den 84-Jährigen keinen negativen Beigeschmack. Nicht zuletzt deshalb, «weil ich noch so viel in Eigenregie machen kann». Das heisst täglich in die Stadt spazieren oder vom nahen ÖV profitieren, auf dem Wochenmarkt einkaufen, kulturelle Veranstaltungen besuchen, Freunde treffen und Reisen unternehmen. «Vor vier Jahren habe ich mit Volleyball und Velotouren aufgehört. Die Kraft in den Beinen liess spürbar nach.» Das habe er – wen wundert's – akzeptieren können. Aber: Jeden Morgen vor dem Frühstück und dem Zeitunglesen ist Tai Chi im Tagesprogramm. Und welche Ziele verfolgt er als nächstes? Bruno Stämmer lacht: «Früher habe ich immer gesagt, ich wolle achtzig werden.» Jetzt, mit 84, sagt er, «ich will neunzig werden!» Und wenn dies nicht reibungslos gelingt, wird er gewiss etwas ändern. «Oder akzeptieren, wie es halt unausweichlich ausgeht...»

Eva Holz (Text), Priska Ketterer (Fotos)



Bruno Stämmer-Horst

geboren 1940 in Luzern. Erstausbildung zum Chemielaboranten. Später langjährige Tätigkeit als Flugverkehrsleiter bei Skyguide. Heirat mit Ursula Stämmer-Horst, zwei Töchter, eine Enkeltochter. Verwitwet seit 2020. Lebt seit 2024 in einer 2-Zimmer-Wohnung im TERTIANUM Luzern.

Mit Gottvertrauen und Schrittzähler durch den Alltag

«Ich bin 93, aber immer noch im Schuss», hatte Berti Felder-Bieri schon am Telefon gesagt. Was das konkret heisst, erzählt sie farbig mit kleinsten Details, schöpft dabei aus einem Fundus an Erinnerungen und meint: «Ich habe viel und hart gearbeitet, schätze es, selbstständig leben zu können und ich fühle mich nicht hochaltrig, jedenfalls geistig nicht, vielleicht um die 80, 85. Nach wie vor bin ich neugierig und am Weltgeschehen interessiert.» Sie hat viele Freunde und Bekannte, geht fast täglich hinaus und kontrolliert mit dem Schrittzähler, ob sie 1000 Schritte gemacht hat. «Meistens sind es 5000», lacht sie zufrieden.

Eine karge Kindheit während des Kriegs

Sie zeigt auf den von ihr bemalten Schrank des Vaters, einem Bauernsohn aus Flühli, der für die Arbeit in einer Baufirma nach Luzern kam. «Ich hatte liebe Eltern und erlebte mit meinem älteren Adoptivbruder an der Moosmatt- und an der Unterlachenstrasse eine karge, aber gute Kindheit.» Sie war acht, als der Krieg ausbrach und der Vater einrücken musste. «Es war furchtbar, ich vermisste ihn sehr. Die Mutter ging waschen und putzen. Wir lebten von dem wenigen Gemüse im Garten an der Tribschenstrasse und konnten im Kunsthaus Kartoffeln und Schnitze beziehen.» Mit diesen Erfahrungen ärgert sie sich heute über Kinder, die unzufrieden sind mit dem Essen.

In den acht Schuljahren war sie eine gute Schülerin, spielte Handorgel und sang viel. Die Sekundarschule konnte sie nicht besuchen. «Dort waren die aufgeputzten kleinen Fräuleins, während ich eine Schürze trug und Köchin werden wollte.» Mit den im Landdienst gehüteten Kindern hat sie noch heute Kontakt. In Fribourg lernte sie in einer Familie Französisch und machte danach eine zweijährige Ausbildung in einer Papeterie am Paulusplatz. Mit Genugtuung erzählt sie: «Um sieben Uhr musste ich zuerst den Boden spänen und blochen und dann natürlich verkaufen. Nach zwei Monaten habe ich den Laden eine Woche allein geschmissen und nach zwei Jahren einen guten Lehrabschluss gemacht.»



Der Glaube gibt Halt

Ein halbes Jahr servierte sie im Café Holzmann am Löwenplatz und arbeitete danach mehrere Jahre als Verkäuferin in der Papeterie Bürgisser. Mit 22 heiratete sie Josef Felder, die vier Kinder wurden zwischen 1955 und 1966 geboren. Auch als Familienfrau war sie erwerbstätig, machte z. B. Interviews für Marktforschung, während ihre Mutter die Kinder hütete. Vielseitig interessiert, malte und strickte sie; sie schrieb Gedichte, ritzte Glas und sammelte Kräuter. «Deshalb gehe ich bis heute nur selten zum Doktor.» Schwierig waren die Jahre, als ihre jüngste Tochter mit zweieinhalb Jahren an Leukämie erkrankte und vier Jahre später starb. «Die Ärzte sagten schon am Anfang, es sei hoffnungslos. Trotzdem versuchten wir alles und machten sogar eine Wallfahrt zur Muttergottes. Ich bin sehr gläubig, auch wenn ich nicht regelmässig den Gottesdienst besuche und nicht mit allem aus Rom einverstanden bin. Der Glaube ist mir Hilfe und Halt.» So war es auch beim Tod ihres Mannes Seppi vor 16 Jahren, den sie immer noch vermisst. Er hatte lange bei der VBL in verschiedenen Positionen gearbeitet, war kurze Zeit Hausmeister im Viva Eichhof, dann Hauswart im Schulhaus Utenberg. «In diesen 17 Jahren habe auch ich mit Putzen sehr viel gearbeitet», erzählt Berti Felder, die auch sonst viel für ihren Mann gemacht hat. In der Zeit seiner Grossratstätigkeit bei den Liberalen schrieb sie hie und da sogar eine Motion für ihn. «Doch war ich nicht gerne in der Öffentlichkeit und gebe nicht viel auf Äusserlichkeiten», erklärt sie und erzählt von der Zeit nach der Pensionierung, als das Ehepaar oft in der Toskana weilte.

Klönen und klagen tun gut

«Ich bin trotz meiner starken Arthrose zufrieden und glücklich, dass ich täglich aufstehen und selbstständig wohnen kann», freut sie sich. Sie möchte so lange wie möglich in der Genossenschaftswohnung der abl bleiben. Der älteste Sohn kommt alle zwei Wochen zum Staubsaugen vorbei, alle drei Wochen erledigt eine Putzfrau jene Arbeiten, die sie nicht mehr selber bewältigen kann. Auch der andere Sohn und die Tochter unterstützen sie bei Bedarf.

Täglich steht sie gegen halb sieben auf und grüsst ihre Lieben auf den Fotos. Danach macht sie Frühstück und besorgt den Haushalt, die Blumen, die Vögel. «Ich brauche eben für alles viel mehr Zeit.» Da sie nicht mehr so viel tragen kann, geht sie fast täglich mit dem Bus einkaufen. Seit sie zweimal wegen einer Unebenheit gestürzt ist, geht sie nur noch mit dem Stock aus dem Haus. Zum Mittagessen kocht sie oft einen Eintopf, der für zwei bis drei Tage reicht. Zum Abendessen begnügt sie sich mit einer Suppe, Brot und Käse.

Mit dem Bus besucht sie auch ihre ehemaligen Nachbarinnen im Heim oder andere Bekannte. Offen und kontaktfreudig freut sie sich über ihren grossen Bekanntenkreis in der ganzen Schweiz, den sie mit Briefen und Besuchen pflegt und meint: «Die vielen lieben Menschen sind mir einfach zugeflogen.» Sie erzählt von ihrer Freundin, die jede Woche einmal vorbeikommt: «Dann klönen wir und klagen einander unser Leid, das tut so gut.»

Jeweils am Donnerstag besucht sie das Vicino im Würzenbach und kürzlich besuchte sie auch einen Kochkurs. Am Abend liest sie viel und schaut besonders gerne Krimis. Bevor sie – «nie vor elf Uhr», wie sie betont – schlafen geht, sitzt sie auf dem Bettrand, schreibt kurz auf, was sie heute gemacht hat, und betet.

«Ich kann ja nicht gesund sterben»

Sorgen macht sie sich nicht um sich, sondern um die jungen Menschen, «die nicht mehr gerne arbeiten, stets mit dem Handy herumlaufen, vor allem studieren und kein Handwerk mehr lernen wollen». Sie findet auch, dass die Migrantinnen und Migranten besser integriert werden müssten und meint: «Ich muss mich fast schämen, so alt zu sein und den Jungen Platz wegzunehmen.»

Gerne möchte sie noch stricken, nähen und Handorgel spielen können wie früher. Auch wünschte sie sich, ihr Mann, mit dem sie eine gute Ehe führte, würde noch leben, und meint: «Logisch, dass nicht mehr alles geht wie früher, ich kann ja nicht gesund sterben. Ich habe viel Schönes, aber auch viel Schweres erlebt. Jetzt kommt so viel zurück. Dafür bin ich dankbar. Wenn der Wecker abgelaufen ist, möchte ich ohne zu viele Schmerzen gehen und in aller Ruhe sterben. Ich habe ein erfülltes Leben gelebt.»

Monika Fischer (Text), Priska Ketterer (Fotos)



Berti Felder-Bieri

geboren 1931 in Luzern, wo sie noch heute selbständig in einer 3-Zimmer-Wohnung lebt. Ausbildung als Papeterieverkäuferin. Vier Kinder, wovon das Jüngste im Kindesalter starb. Vier Enkelkinder, drei Urenkel. Zeitlebens vielseitig interessiert und tätig. Verwitwet seit dem Tod ihres Mannes 2008.

Im Zickzack durchs Leben

Wie viele Leben passen in ein einziges? Fragt man Pietro Abt, sind es viele. Sein Leben sei eben im Zickzack verlaufen, nicht gradlinig und ohne Karriereplanung. Entsprechend vielseitig, ja abenteuerlich und aufregend sei es gewesen. Doch irgendwann ist man erfüllt und wendet sich Nahe-
liegenderem zu. «Ich habe viel von der Welt gesehen und viel geleistet in meinem Leben.» Statt weite Reisen nach Äthiopien, in die Mongolei, den Nahen Osten oder mit seiner Frau Rita Estermann auf dem Velo durch Norddeutschland mit möglichst wenig Gepäck, sind es heute Langlaufen im Goms und Museumsbesuche. «Als ich vor 14 Jahren von Indemini wegzog, kaufte ich als erstes ein GA und einen Museumspass.» Ruhiger, besinnlich und genussvoll sei sein Leben seither. Nebst Sport und Kultur gehört Schwimmen, vor allem Winterschwimmen, zu seinen Leidenschaften, gemeinsam mit seiner Frau.

Chemielaborant, Novize, Butler, Sozialarbeiter, Aussteiger

Indemini, das kleine Dorf auf 950 Metern im Val Veddasca, am äussersten Rand der Schweiz, war für Pietro Abt über 30 Jahre lang Heimat. Das Dorf, umgeben von Wäldern, abschüssigem Gelände, Schluchten, erreichbar nur über unzählige Serpentina, war ein Sehnsuchtsort für Hippies, Künstler und junge Menschen. Pietro Abt war schon dort, als es andere Aussteigerinnen und Aussteiger in das abgeschiedene Dorf zog. Aufgewachsen ist Pietro Abt in Emmenbrücke hinter der Viscose, wo er später Chemielaborant lernte. Beim Produkte Prüfen, chemische Stoffe Analysieren und Dokumentieren kam ihm eine neue Idee. Priester wollte er werden. Die Pallotiner-Pater betrieben damals im St. Klemens in Ebikon eine Ausbildungsstätte für spätberufene Priester. Sie bereiteten ihn darauf vor. Das Noviziat bei den Dominikanern in Belgien und ein Semester am Priesterseminar in Luzern liessen ihn erkennen, «dass ich den Menschen nicht erzählen kann, woran ich selbst nicht glaube». Pietro Abt sattelte ein weiteres Mal um und schrieb sich an der Abendschule für Sozialarbeit ein. Tagsüber jobben, abends Ausbildung. Nach weiteren Stationen, so auch einem Studium am Institut für angewandte Psychologie IAP in Zürich, lockten die USA, wo er weiterstudieren wollte und natürlich einen Job brauchte. Er bewarb sich als Chauffeur und Butler bei einer amerikanischen Angehörigen der Luzerner Bucherer-Familie. Der Aufenthalt scheiterte am Visum.



Leben am Rand der Schweiz

Zurück in der Schweiz, nach einer Ehe und einem weiteren Job, wollte Pietro Abt nur noch malen. Der Chemielaborant, Novize, Sozialarbeiter, Psychologe und Butler kehrte dem bürgerlichen Leben den Rücken, stieg aus und zog sich nach Indemini zurück. Die ersten Jahre seien schwierig gewesen. Er musste anpacken. Handlangerarbeiten und die Betreuung von Ferienhäusern besserten seine Finanzen auf. «Manchmal fing ich morgens um 5 Uhr an, schleppte Sand und Baumaterial. Um 10 Uhr öffnete ich meine Galerie für die Touristen.» Zufällig habe er angefangen, Clowns zu malen. «Sie wurden zu meiner Haupteinnahmequelle. Die Sommermonate liefen gut, doch im Winter musste er im Unterland Geld verdienen. Mit der Zeit reichte das Geld fürs ganze Jahr, was neue Freiheiten und Erfahrungen ermöglichte. «Ich machte Ausstellungen oder reiste.» Meistens per Autostopp oder mit dem ÖV. Seine verrückteste Reise machte er in den sechziger Jahren. Mit dem Zug fuhr er nach Genua, von da mit dem Schiff nach Alexandria, weiter per Autostopp nach Luxor und quer durch die Wüste ans Rote Meer. Dann weiter nach Beirut, Damaskus, Ankara, Istanbul, Belgrad und über Österreich zurück in die Schweiz. «Diese fünfwöchige Reise kostete mich etwas über 500 Franken und 15 Kilo Lebendgewicht.»

2010, mit 67 und nach über 30 Jahren, folgte der Umzug aus der Abgeschiedenheit zurück in die Stadt. Seiner Entscheidung beeinflusste auch Rita Estermann, Pietro Abts zweite Frau, die er 2001 heiratete. Für sie war Indemini kein Sehnsuchtsort. «So war klar, dass ich alles verkaufte, was viele Menschen bedauerten.» Denn Pietro Abts Galerie war zu einem Treffpunkt für vertrauliche und tiefsinnige Gespräche geworden. «Am Schluss stellte ich eine Tafel vor das Haus mit der Aufschrift, man könne alles kaufen, sogar das Haus.»

186 Stufen fürs Vergnügen

Bis Anfang 2024 lebten Abt/Estermanns im Salzfass mit einem eigenen Badestrand fürs Quartier. Täglich 93 Stufen den Hügel runter, über die Strasse zum Bad im See und nachher wieder 93 Stufen hinauf. Bei Regen, Wind und Schnee. «Das ganze Quartier kannte uns. Wir waren die Zurückgekehrten, die am Morgen in Bademantel und Schlappen runter gingen ans Wasser.» Ein Ritual, das sie nun vermissen. Denn Abt/Estermanns haben die Wohnung im Salzfass aufgegeben und wohnen seit Februar 24 im Maihofquartier in einer Genossenschaftswohnung mit vielen Vorteilen. «Wir geniessen die Kinder, die jungen Familien und den Pavillon als Treffpunkt.» Das Einzige, was Abt/Estermanns vermissen, ist das tägliche Bad im See. Doch es zeigt sich eine Lösung mit der Rotseebadi, die versuchsweise für Winterschwimmer öffnen will. Für Pietro Abt ist das wichtig, «denn der Körper muss gesund bleiben. Dass ich körperlich alt bin, die Haut

nicht mehr straff, sehe ich.» Im Kopf allerdings habe er keinen Zugang zu seinen 81 Jahren. Im Herbst 24 hat er den Fahrausweis abgegeben. Er fühle sich zwar nach wie vor sicher am Steuer, doch der Verkehr werde immer dichter und hektischer. «Aber ich bin nun mal ein alter Mensch und damit ein immer grösserer Risikofaktor. Ich kann das gut akzeptieren.» Den Tod fürchtet er nicht. «Ich stand viermal im Leben an der Tür, wohin die auch immer führt.» Kritische Situationen, die ihm die Angst genommen haben, wie auch seine vielen Jahre als Sterbebegleiter. Pietro Abt ist Mitglied bei Exit. Nach einem so unabhängigen, selbstbestimmten Dasein will er über sein Ende entscheiden können. «Ich bestimme, was Würde für mich bedeutet.» War es rückblickend ein Zickzack-Leben? «Ich sehe darin einen klaren roten Faden. Wenn ich sehe, wie das alles gewachsen ist und sich mein Leben entwickelt hat, habe ich ein unheimlich spannendes Leben gelebt.»

Barbara Stöckli (Text), Priska Ketterer (Fotos)



Pietro Abt

geboren 1943 in Luzern. Lehre als Chemielaborant, später Ausbildung zum Sozialarbeiter und Psychologen. Verschiedene Tätigkeiten, u. a. Galerist und Künstler in Indemini TI. In zweiter Ehe mit Rita Monique Estermann Abt verheiratet. Das Paar lebt seit Februar 2024 in einer 3 ½-Zimmer-Wohnung in der Siedlung Obermaihof der abl Luzern.

Als Künstlergattin das eigene Leben gelebt

Kurz und bündig sei ihr Name: Marietheres, ohne Bindestrich und ohne e am Schluss. Sagt sie und lacht. Ganz früher war der Vorname noch kürzer und bündiger. Resli habe man sie in der Familie und in der Schule genannt. Marietheres Egloff, geborene Felber, 86, verheiratet seit über 60 Jahren mit dem Künstler Anton (Toni) Egloff, Mutter von zwei Töchtern und einem Sohn, vierfache Grossmutter. Eine «Künstlerfrau» also. Doch was ist das? Auch darüber unterhalten wir uns während des zweistündigen Gesprächs am ovalen Tisch am Blumenrain. Künstlerfrau – das tönt leicht abwertend, ein Anhängsel eines Mannes, der im Rampenlicht steht. Ein Anhängsel ist Marietheres Egloff nun gerade nicht. Wir lernen eine selbstständige Frau kennen, die immer auch ihr eigenes Leben gelebt hat, aber auch «Sparringpartnerin» für ihren Mann war. «Der Austausch war und ist uns wichtig. Ich war immer auch Kritikerin, Anregerin und Unterstützerin meines Mannes.» Eine Künstlerkarriere wollte sie selber nicht verfolgen: «Da war ich zu wenig auf eine einzige Sache fokussiert», blickt sie zurück. Wir schweifen ab, schauen zurück, fragen uns: Was wäre gewesen, wenn man an einem bestimmten Punkt anders entschieden, eine andere Abzweigung genommen hätte? Biografie – ein Spiel, das zwar spannend, aber müssig ist: «Es ist gut so, wie alles gekommen ist», bilanziert Marietheres. Zum guten Leben gehören allerdings auch schwierige Phasen. Seit zwei Jahren hat sie eine Brustkrebsdiagnose, dazu Ableger im Rücken. Fast täglich braucht sie Schmerzmittel. Lange stehen oder sitzen geht nicht mehr. Den aufrechten Gang aber hat sie beibehalten. Nachdenklich wird sie, als sie sagt: «Altwerden hat seinen Preis: Man wird einsamer.»

Früher schon Unabhängigkeit gesucht

Geboren wurde Marietheres als zweites von vier Kindern 1938 in Dagersellen. Der Vater war Lehrer, die Mutter Hausfrau. Zuhause wurde musiziert, der Vater war Chorleiter, Organist, Orchestergründer. Auch eine Volkshochschule gründete er: ein durchaus kulturraffines Milieu, aber auch mit traditionellem Rollenverständnis. Resli spielte ohne grosse Begeisterung Geige. Lehrerin hätte sie gerne werden wollen, doch der Vater war skeptisch. Ins Gymi getraute sie sich nicht. Mangel herrschte zuhause nicht, aber auch kein Überfluss: «Wir hatten ein einziges Velo für die ganze Familie.» Sie war ein aufmüpfiges Kind, wollte schon früh unabhängig sein: So hiess



es schon bald: S'Resli Felber macht alles selber. Nach zwei Jahren Sek ging sie ins Welschland, in ein Institut nach Châtel-St-Denis.

Nach der Rückkehr machte sie in Luzern ein Haushaltjahr, was Voraussetzung war für den Besuch des Kindergartenseminars. Doch es kam anders: Ihr Interesse am Gestalten führte sie an die damalige Kunstgewerbeschule Luzern. Dort gab es eine Abteilung für Paramenten-Herstellung, also die kunsthandwerkliche Anfertigung von Textilien für die Liturgie. Schon als Kind hatte Marietheres Bäbi-Chleider genäht, vielleicht lag die Liebe zum Textilien auch im Blut. Die geliebte Grossmutter in Egolzwil war Weissnäherin gewesen. Nach drei Jahren «Kunsti» durfte deren Enkelin noch ein weiteres Jahr anhängen. Sie unterrichtete selber Weben und bei anderen Abteilungen konnte sie reinschauen. Die erste Anstellung führte Marietheres nach Köniz in ein Heim für geistig und psychisch beeinträchtigte Kinder: «Mit Chnöpf ond Fäde in der Handweberei zu arbeiten war für diese Kinder sehr bereichernd, mancher Knopf hat sich so gelöst», erinnert sie sich. Und sie habe dabei selber viel gelernt.

Eine Begegnung in Frankreich mit Folgen

Zurück in der Innerschweiz fand Marietheres eine Anstellung in der Paramenten-Herstellung des Klosters St. Klara in Stans. Die Werkstatt unter der strengen Führung von Sr. Augustina Flüeler war für ihre liturgischen Textilien weit über die Schweiz hinaus bekannt. Spannende Gespräche am Mittagstisch eröffneten ihr neue Welten. Eine neue Welt hatte sich schon aufgetan, als sie während der «Kunsti»-Sommerferien in einem Freiwilligeneinsatz in Noisy-le-Grand bei Paris den fünf Jahre älteren Zahntechniker Anton Egloff aus Wettingen kennenlernte. Er wollte unbedingt und zielgerichtet Künstler werden. Aus der gegenseitigen Faszination wurde Liebe, sechs Jahre später haben die beiden geheiratet. Anton Egloff wurde ein schweizweit bekannter Künstler und als Bildhauer Lehrer und Leiter der Freien Klasse an der Kunstgewerbeschule Luzern.

«Ich habe Tonis Weg das ganze lange Leben lang begleitet, ihn unterstützt. Zum Beispiel verbrachten wir gemeinsam ein siebenmonatiges Atelierstipendium in London. Aber es war mir wichtig, dass auch meine Persönlichkeit nicht unterging», sagt Marietheres Egloff. Sie interessiert sich stark für Literatur. Regelmässig besorgt sie sich in der Stadtbibliothek Büchernachschub. Viele Jahre sang sie zudem im Singkreis Maihof. Auch besuchte sie an der Uni Vorlesungen in Geschichte und Feministischer Theologie. Da liegt es nahe, das Thema Sterben und Weiterleben nach dem Tod anzusprechen: «Ich möchte gerne leben, solange Toni lebt», antwortet sie. Glaubt sie an ein Weiterleben? «Ich wünschte es mir. Vielleicht gibt es in diesem riesigen weiten Raum irgendwo einen Platz für mich. Wenn nicht: tant pis.»

«Keine abgeklärte Alte»

Hat sie noch Wünsche? «Natürlich, ich bin keine abgeklärte Alte ohne Wünsche. Ich weiss zwar, dass kaum mehr alle in Erfüllung gehen können.» Gerne würde sie mit Toni noch einmal nach Florenz fahren, Kirchen und Kunstschatze anschauen. «Aber für ihn wäre das zu anstrengend.» Vor zwei Jahren reiste sie mit ihrer Enkelin Antonia nach Paris. «Sie wollte, dass ich ihr dort meine Lieblingsplätze zeige.» Eine schöne Erinnerung sei das immer noch.

Zum Abschluss des Gesprächs steigen wir in ihrem Wohnhaus die Treppe hinunter, begrüßen Toni Egloff in seinem doppelstöckigen Atelier. Unzählige Arbeiten stehen, hängen, liegen in den Räumen. Auch daran hat Marietheres ihren Anteil: «Ich war immer die Frau dahinter oder daneben. Und manchmal auch davor.» So formuliert, erfährt der Begriff «Künstlerfrau» eine wohlverdiente Aufwertung.

Hans Beat Achermann (Text), Monique Wittwer (Fotos)



Marietheres Egloff-Felber

geboren 1938 in Dagmersellen. Besuch der Kunstgewerbeschule Luzern. 1963 Heirat mit dem Bildhauer Anton Egloff. Zwei Töchter und ein Sohn, vier Enkelkinder. Wohnt zusammen mit ihrem 91-jährigen Mann in einer 4-Zimmer-Wohnung im Luzerner Maihofquartier.



Laszlo Kummer

«Das Alter ist doch nur eine Zahl»

Pünktlich holt Laszlo Kummer die beiden Besucherinnen beim Eingang von Viva Staffelnhof in Reussbühl ab. «Ich bin noch jung. Das Alter ist doch nur eine Zahl», meint der 87-Jährige lachend auf dem Weg zu seinem Zimmer. Dort fallen neben den Grünpflanzen die grossen Wandpuzzles der Schweiz und der Stadt Luzern mit der ehemaligen Badeanstalt und dem alten Bahnhof ins Auge. «Der erste Eindruck der Stadt Luzern ist für mich unvergesslich. Mit meinem Bruder war ich 1956 nach der Flucht aus Ungarn auf dem Weg zur Caritas am Löwenplatz. Es war fantastisch. Luzern ist eine so schöne Stadt.» Er zeigt auf das Foto seiner Mutter und auf jenes seines verstorbenen Bruders und hält nachdenklich fest: «Zurzeit fühle ich mich sehr alt, es geht mir nicht gut. Ich schlafe fast nicht. Dann kommt alles wieder hoch.»

Abenteuerliche Flucht in die Schweiz

Er erzählt von seiner Kindheit in Budapest, wo er mit den Eltern und vier Geschwistern in zwei Zimmern aufgewachsen ist. Mit einer Ferienaktion war er nach dem Zweiten Weltkrieg als Zehnjähriger in der Schweiz bei einer Familie in Oberrieden. «Sie hat erwogen, mich zu adoptieren. Ich wäre gerne geblieben, musste aber wieder heim.» Während der acht Jahre Elementarschule weilte er in den Ferien oft bei Bauern auf dem Land, wo es ihm sehr gut gefiel. Deshalb erlernte er an einem Technikum den Beruf des Maschinenteknikers für landwirtschaftliche Maschinen und arbeitete im grossen Maschinenpark eines staatlichen Kolchosebetriebs. Als 1956 der Aufstand in Ungarn von sowjetischen Panzern blutig niedergeschlagen wurde, beschloss er, mit seinem vier Jahre jüngeren Bruder zu fliehen.

Ausführlich schildert er die abenteuerliche Flucht mit den Polizeiverhören über die Grenze nach Österreich, die erst im zweiten Anlauf klappte. Er berichtet von der Ankunft in Traiskirchen, wo verschiedene Organisationen auf die geflüchteten Menschen warteten und diese mit unzähligen anderen in Militärkasernen einquartierten. Als er seinen Wunsch äusserte, er wolle in die Schweiz, hiess es, das Kontingent sei voll. Mit Hilfe eines ungarisch sprechenden Pfarrers konnte er den Kontakt mit der ehemaligen Gastfamilie in Oberrieden herstellen. Diese nahm ihn und seinen Bruder auf. Als die Gastmutter nach kurzer Zeit schwer erkrankte, wurden die beiden Brüder

nach Luzern geschickt. Die Caritas quartierte sie für drei Wochen im Pax Montana im Flüeli-Ranft ein, danach kamen sie mit weiteren Kollegen in ein Zimmer nach Meggen.

Deutsch gelernt mit Kioskheftchen

«Ich wollte sofort arbeiten und suchte nach entsprechenden Möglichkeiten», erzählt Laszlo Kummer. Er begann als Handlanger auf dem Bau, arbeitete in der Butterzentrale Luzern, übernahm Malerarbeiten auf dem Bau und arbeitete sich schnell in die Spritzlackiererei ein, wo er Abteilungsleiter wurde. 31 Jahre arbeitete er bis zu seiner Pensionierung in der gleichen Firma in Littau.

«Die Sprache habe ich selber gelernt», antwortet er auf die Frage, warum er so gut Deutsch spreche. Am Arbeitsort habe er die alten 50-Rappen-Kiosk-Hefte seiner Kollegen genommen und zu Hause mit Hilfe eines Wörterbuchs für sich selber laut vorgelesen. Dabei habe er gemerkt, wenn die Aussprache nicht stimmte und darauf die Sätze wiederholt. Nur die Sprache habe ihn interessiert, nicht der Inhalt. «So bin ich gut über die Runden gekommen», bemerkt er rückblickend und erzählt vom Erwerb des Führerausweises und den verschiedenen Wohnsituationen. Am Anfang war es ein Zimmer in Luzern für 120 Franken, wo er für den Gasautomaten zusätzlich bezahlen musste. Als er über ein Inserat von einem Neubau in der Fluhmühle hörte, mietete er dort eine 3-Zimmer-Wohnung. Mit zwei Koffern zog er ein und baute nach und nach einen Haushalt auf. Über die Frau eines Arbeitskollegen lernte er seine Frau kennen. Vier Jahre nach der Heirat wurde 1969 der Sohn geboren.

Als Zivilschützer schon im Staffelnhof

«Meistens kam ich ganz gut über die Runden», hält er zufrieden fest. Eine unerwartete und – wie er durchblicken lässt – ungerechtfertigte Kündigung führte zusammen mit der schwierigen Wohnungssuche in eine tiefe psychische Krise. Nach dem Aufenthalt in einer Klinik wollte er nicht mehr in die Wohnung zurückkehren, die seine Frau inzwischen mit Unterstützung der Pro Senectute gefunden hatte. Auf der Suche nach einer Bleibe im Alter fand er vor dreieinhalb Jahren das Zimmer im Viva Staffelnhof. Es war für ihn eine Art Rückkehr an einen bekannten Ort. Als er nach seiner Einbürgerung in den 70er Jahren zu alt war für den Waffendienst, hatte er in diesem Haus im Zivilschutz als Pfleger gearbeitet. Er hatte sich gut eingelebt, besuchte seine Frau jede Woche und unterstützte sie nach Möglichkeiten. Einen Einschnitt erfuhr er im letzten Jahr, als im Mai seine Frau und danach auch noch der Bruder, mit dem er geflüchtet war, starben.

«Es geht mir eigentlich gut, körperlich bin ich gesund und könnte auch in die Stadt gehen», meint er und berichtet von seinem guten Kontakt mit seinem Sohn, der ehemaligen Schwiegertochter und den beiden Enkelinnen. Es ist ihm wichtig, dass es allen gut geht und er will sich nicht in ihr Leben einmischen. «Ich frage nicht nach, ausser sie wollen meine Meinung wissen.» Der Alltag ist geprägt durch die drei Mahlzeiten. Am Tisch schätzt Laszlo Kummer den guten Austausch mit den vier Mitbewohnern. «Doch danach gehen wir wieder auseinander», bedauert er. Ebenso sei es bei den verschiedenen Angeboten, dem Kreativatelier und dem «Fit in den Tag», wo «gute Gruppen» beieinander seien. Deshalb ist er viel in seinem Zimmer, wo er beim Musikhören die Pflanzen pflegt und Puzzles zusammensetzt. Nach wie vor interessiert ihn das Geschehen in der Welt, das er in der Tagesschau und durch Zeitungslektüre verfolgt. Auf seinem Pult fallen die Pinsel und Farben auf. Er male gerne, meint er, habe die Pinsel jedoch wegen der fehlenden Konzentration infolge von Schlafproblemen schon lange nicht mehr angerührt.

Laszlo Kummer fühlt sich einsam und spricht darüber mit verschiedenen Menschen. Er rühmt das Verständnis und den guten Kontakt mit den Pflegepersonen, die leider ständig überlastet seien. Resigniert hält er fest: «So wohne ich hier mit 170 andern Menschen und bin trotzdem allein.»

Monika Fischer (Text), Monique Wittwer (Fotos)



Laszlo Kummer

geboren 1937 in Budapest. Ausbildung als Maschinentechner. 1956 Flucht in die Schweiz. Arbeitstätigkeit als Handlanger, Maler und später 31 Jahre als Spritzlackierer bis zur Pensionierung. Heirat 1965. Verwitwet seit 2023. Hat einen Sohn und zwei Enkelinnen. Wohnhaft im Pflegeheim Viva Luzern Staffelnhof.

Ein selbstbestimmtes Leben im «Honigtopf»

Beatrice Tönz führt in den lichtdurchfluteten Wohnraum, setzt sich auf einen zeitlos-modernen Sessel, bietet selbstgemachten Holunderblütensaft an und ist gespannt auf das folgende Gespräch. Sogleich wird auch das Interesse bei Fotografin und Journalistin geweckt: an dieser wachen, freundlichen Frau genauso wie am Haus, in dem die 93-Jährige seit über fünfzig Jahren lebt. Sichtbeton, Holz, hohe Decken, ein freier Blick auf See und Berge stechen ins Auge. Das markante Logis aus den 1970er Jahren im Stile des Brutalismus verströmt im Innern auf Anhieb viel Wärme. Man spürt, hier wurde und wird noch immer mit Leidenschaft gewohnt. Über all die Jahre ein offenes Haus, blieb es das auch nach dem Tod des Gatten 2016. «Einer meiner Enkel betrieb eine Zeitlang sein Büro hier», erzählt die Witwe, holt sein umfangreiches Architekturbuch über Luzerner Betonbauten hervor und öffnet jene Seiten, wo das Einfamilienhaus seiner Grosseltern abgebildet und im Detail erläutert ist. «Heute überlasse ich das Zimmer mit Bad einer Hebamme, die als Wochenaufenthalterin in Luzern lebt und in der Klinik St. Anna arbeitet. Sie ist froh um eine Übernachtungsmöglichkeit in der Nähe und sie kocht vorzüglich!», strahlt die Gastgeberin.

Familie ist Lebenszentrum

Selbstredend ist es hier drin ruhiger als früher. Die vier Kinder sind längst ausgezogen, haben eigene Familien gegründet, und der anregende Alltag mit dem vertrauten Lebensgefährten ist vorbei. «Ich vermisse meinen Mann jeden Tag», sagt Beatrice Tönz. Doch Hadern ist nicht ihre Sache. «Er hatte ein gutes Leben, wir hatten es schön zusammen. Er durfte nach einem Sturz schliesslich friedlich von dieser Welt gehen und ich konnte ihn loslassen.» Otmar Tönz, ehemaliger Chefarzt der Kinderklinik am Kantonsspital Luzern, engagierter Familienvater und Musikbegeisterter, blickt jetzt auf Fotos in den Raum, im Format nicht überhöht, doch liebevoll arrangiert zwischen Büchern, CDs, Gemälden und den Porträts seiner Kinder, Enkel und Urenkel. Familie: Die war und ist noch immer zentral für Beatrice Tönz. «Ich bin gerne Hausfrau und Mutter geworden», betont die ehemalige Sekretärin der Frauenklinik in St. Gallen, wo sie den jungen Assistenzarzt Otmar Tönz vor vielen Jahren kennenlernte.



Sie liebt die Zusammenkünfte im mittlerweile 30-köpfigen engsten Familienkreis. Schön, wie nah sie sich jedem einzelnen fühlt. Sie weiss, weshalb eine Enkelin lieber Logopädin als Historikerin sein will, welche Hobbys der Sohn in Bern seit seiner Pensionierung pflegt, welche Spässchen der jüngste Urenkel treibt, welche Ausstellung eine Tochter und deren Mann als nächstes eröffnen. In hohen Tönen rühmt sie ihre Kinder, die Schwiebertochter und die drei Schwiegersöhne, welche ihr alle bei Bedarf unter die Arme greifen. Sie nimmt das iPad und wischt behände durch die neusten zugeschickten Aufnahmen, zwischendurch zeigt sie eigene Schnappschüsse, etwa von Morgenstimmungen über dem nahen See. Nebst der Familie pflegt Beatrice Tönz die Kontakte zur weiteren Verwandtschaft, und sie trifft sich regelmässig mit Freunden. Sakrosankt ist heute noch die Silvesterfeier in Biel bei einem altvertrauten Paar.

Schwelgen bei der «Schönen Müllerin»

Dass sie auf ein geglücktes Leben zurückblicken kann, steht für Beatrice Tönz-Osterwalder ausser Frage. «Ich bin im Hungtopf», also im Honigtopf, betont die Ostschweizerin. Ein liebevolles Elternhaus war ihr beschieden, eine gute Ehe, vier geratene Kinder, Abwechslung und eine Vitalität, die es ihr auch im hohen Alter noch erlaubt, selbstbestimmt, selbständig, an vielem interessiert und aktiv zu sein. «Grosse Reisen, wie ich sie mit meinem Mann machen konnte, liegen natürlich nicht mehr drin, auch mit Bergsteigen ist längst Schluss. Aber ich fahre noch jährlich an die Schubertiade in Vorarlberg.» Jedes Mal schwelge sie, wenn die «Schöne Müllerin» gegeben werde, ein Lied, das ihr Mann Otmar selber gesungen hatte.

Welches war rückblickend die beste Zeit? Die 93-Jährige muss nicht lange überlegen. «Am schönsten war es, als wir nichts hatten.» Was meint sie damit? «Frisch verheiratet, frei und unbeschwert, zufrieden mit dem Minimum; Ende Monat kein Geld, weil damals auch Ärzte wenig verdienten und alles noch vor uns mit der Gewissheit, dass es nur aufwärts gehen kann.» Allerdings habe es auch schwierige Momente zu bewältigen gegeben, stellt Beatrice Tönz klar: «Nicht alles lief immer nur reibungslos ab.» Zudem sei man in gewissen Bereichen dem Schicksal ausgeliefert. Als der erstgeborene Enkel behindert zur Welt kam, sei das ein unerwarteter Einschnitt gewesen. «Wir haben seine Eltern dafür bewundert, wie gut sie es machten. Und wir selber haben gelernt, wie schön es mit dem aussergewöhnlichen Kind sein kann.»

Wöchentlich ins Turnen

Wie sieht ihr Alltag heute aus? Kennt sie Langeweile? «Der Tag hat manchmal viele Stunden. Aber man muss nichts mehr in meinem Alter!» Die Früchte ernten heisse das. Doch für sie sei es wichtig, etwas zurückzugeben. Regelmässig bittet sie Enkelkinder, einen Nachbarn und einen verwitweten Bekannten zu Tisch, wo sie bei politischen und kulturellen Themen mitdiskutiert. Sie begleitet Freundinnen zu Arztterminen und übernimmt da und dort Betreuungsaufgaben. «Sonst hätte ich ja gar nichts mehr zu tun ausser Kochen für mich allein, Lesen, Stricken, Einkaufen, Rechnungen begleichen, Konzerte und Ausstellungen besuchen und Fernsehen», sagt sie verschmitzt. Apropos TV: Ihre Lieblingssendungen sind die bayerische Krimi-Serie «Rosenheim-Cops» und «Bares für Rares», wo Preziosen sachkundig und vergnüglich bewertet werden. Ausserdem geht sie wöchentlich turnen. «Dort mache ich, was noch geht. Manchmal komme ich schon ins 'Schnuufe'.» Und gänzlich schmerzfrei sei sie auch nicht. «Das operierte Knie ist in Ordnung, dafür tut das Gesunde weh.»

Wir verabschieden uns von einer Frau, die dankbar auf ihr Leben zurückblickt und zuversichtlich-neugierig geblieben ist. «Mich nimmt schon Wunder, was nach dem Tod kommt», sagt sie als letztes und lächelt.

Eva Holz (Text), Monique Wittwer (Fotos)



Beatrice Tönz-Osterwalder
geboren 1932 in Herisau. Handelsschule in St. Gallen, danach Sekretärin an der Frauenklinik St. Gallen. Heirat mit dem Arzt Otmar Tönz. Verwitwet seit 2016. Drei Töchter, ein Sohn, zehn Enkelkinder, sechs Urenkelkinder. Wohnhaft im eigenen Haus in Luzern.

Der Draufgänger ist zum Stubenhocker geworden

Im Wohnzimmer von Markus Giovanoli steht ein Flügel. Aus dem Hintergrund ist klassische Musik zu hören. An den Wänden hängt zeitgenössische Kunst, teils von Giovanoli selber geschaffen. Wann greift er jeweils in die Tasten? Wie wurde er zum Künstler? Wie geht es ihm als Achtzigjährigen? Schnell sind wir mitten in seinem anekdotenreichen Lebenslauf, zu dem auch ein schwerer gesundheitlicher Einschnitt gehört. Doch der Reihe nach.

«Ich stand als Kind immer eine Stunde früher auf, um vor der Schule noch zu zeichnen. Ich wollte Grafiker werden, doch meine Mutter meinte, das gehe nur, wenn ich eine Strickerin heirate.» Mit Wollsocken und warmen Handschuhen komme man über die Runden, aber sicher nicht mit Zeichnen, war die Bauertochter überzeugt. Ihr Gatte jedoch erkannte die geschickten Hände des Sohnes und besorgte ihm eine Lehrstelle als Goldschmied bei Bucherer. «Ich war in diesem Metier nicht unbegabt, aber tief in mir schlummerte immer schon der Wunsch, Grafiker zu sein.» Also besuchte er während der Lehre Abendkurse an der Kunstgewerbeschule Luzern. Nach Anstellungen in zwei Goldschmiedateliers entschied er sich, Bildhauer zu werden. «Die hiesige Ausbildung erwies sich für mich jedoch als zu eng. Ich wollte lieber an der Akademie in Wien studieren und dort Dinge ausprobieren.» Dank eines Stipendiums, für das sich sein Vater eingesetzt hatte, ging dieser Wunsch in Erfüllung und auch das Thema Grafik war vom Tisch.

Herausfinden, wie Menschen ticken

«Man sollte nur das tun, was man glaubt, man könne es. Und wenn man es kann, soll man damit aufhören und etwas Neues beginnen», hiess schon damals Markus Giovanolis Prämisse. Dass sein Weg abenteuerlich und unkonventionell sein würde, war entsprechend vorprogrammiert. «Eines Morgens kam mich ein Freund mit dem Auto bei meinen Eltern abholen. Noch in den Finken, klemmte ich meine Zeichnungsmappe unter den Arm und los ging's nach Wien.» Dort habe er während dreier Jahre gelernt, was eine gute Form ausmacht. Doch nur eine seiner Skizzen habe er bildhauerisch umgesetzt. Kein Problem für ihn und den Professor. «Das war einfach so.» Er steht auf und zeigt eine Schwarzweissfotografie, auf



der die abstrakte, dreidimensionale Frauenskulptur abgebildet ist. Das Original in gelbem Metall wurde vor Jahren von der Stadt Luzern erworben.

Brotjobs bei der Lampenfirma Baltensweiler und an der damaligen Gewerbeschule erlaubten Markus Giovanoli, fortan künstlerisch tätig zu sein. «Das hiess zum Beispiel beobachten und herausfinden, wie die Menschen ticken.» Derlei Inspirationen für seine Kunst holte er sich meist unter der Egg an der Reuss. Er schuf Skizzen, Zeichnungen, Radierungen, Gemälde und dreidimensionale Objekte. Die erste Ausstellung erfolgte 2004 in der Galerie von Tschuli Portmann. Ebenso entstand eine Publikation. Zwischen- durch hatte er den Weg zu Bucherer zurückgefunden, wo er fünf Jahre als Schmuckdesigner arbeitete und bei internationalen Wettbewerben nicht weniger als zehn Goldmedaillen einheimste.

Ein eigenes Reich zum Arbeiten

«Ich war immer auch ein bisschen Glückspilz», bekennt der Achtzigjährige. Und er wisse es zu schätzen, dass er letztlich das machen konnte, was er wollte. Zweifellos hat sein Naturell auch etwas Draufgängerisches. Als er mit 45 Jahren seine Lebensgefährtin Carola auf einer Restaurantterrasse kennenlernte, war er so hingerissen von der Dekorateurin und zweifachen Mutter, dass er am selben Tag bei ihr einziehen wollte. «Sie liess mich die erste Nacht am Boden schlafen, doch schon bald waren wir ein Paar.» Allerdings bald mit getrennten Logis. Warum? «Ich musste mir mein eigenes Reich zum Arbeiten schaffen. Denn sonst hätten wir den ganzen Tag geplaudert und ich wäre nicht zum Malen gekommen. Aber wir fühlten uns trotzdem engstens verbunden.» Und wie hat der Flügel den Weg in Markus Giovanolis Wohnzimmer gefunden? «Wieder ein Glücksfall. Das war vor dreissig Jahren. Ein Pianist in meiner Nachbarschaft hatte mich animiert, Klavier zu spielen und so begann ich mit grosser Freude zu improvisieren – auf diesem Flügel hier, den ich mir mit einer kleinen Erbschaft kaufen konnte.» Sogar in Amsterdam und New York bestritt er schliesslich Auftritte.

Ein Burnout und ein Verlust

Seit einiger Zeit bleibt der Deckel des Instruments geschlossen. «Wenn ich etwas ausgereizt habe, lässt das Interesse daran nach.» So war es ihm letztmals vor sechs Jahren gegangen. Nach einer erfolgreichen Ausstellung rief er seine Frau an und erklärte: «Jetzt habe ich alles gemacht. Mir kommt nichts mehr in den Sinn.» Diese Erkenntnis führte Markus Giovanoli nach eigenen Angaben in ein Burnout. «Über ein Jahr lang trank ich viel zu viel Weisswein, bis ich ohnmächtig zu Boden fiel und mich eine Lähmung einholte.» Einen Monat war er in Spitalpflege. Seine Beine und Arme kann er seither nicht mehr wie früher belasten und er beansprucht regelmässige

Unterstützung durch die Spitex. «Damit muss ich mich abfinden», sagt er und fügt humorvoll an: «Täglich wäsche, legge.»

Zwei Jahre nach dem Zusammenbruch verstarb seine Lebensgefährtin. «Das war nochmals ein Einschnitt, der schmerzte.» Aber der Künstler, der Lebenskünstler Giovanoli hat die Lust am Dasein nicht verloren. «Obwohl meine Frau nicht mehr unter uns ist, mir die alten, gemütlichen Spunten in der Nähe fehlen und meine Beine mich wegen der Neuropathie höchstens bis zum Luzernerhof tragen, stehe ich jeden Tag gerne auf.» Er sei jetzt einfach ein passionierter Stubenhocker, schaue Spielfilme am Fernsehen und träume davon, nochmals nach Venedig zu reisen. «Es wird beim Traum bleiben», ist er überzeugt. Trotzdem sei er zufrieden. «Ich bin ganz einfach eingewöhnt und ausgesöhnt.» Angst vor dem Sterben habe er nicht, seit er etwas Wundervolles erleben durfte. Ein Nahtoderlebnis? «Ich bin dagesessen und eingenickt und auf einmal durch einen unendlichen Raum geschwebt. Ein unheimlich schönes Gefühl in einer hellen, tollen Umgebung. Als ich die Augen wieder öffnete, sagte ich zu mir: Fast ein wenig schade, dass es vorbei ist.»

Eva Holz (Text), Monique Wittwer (Fotos)



Markus Giovanoli

geboren 1944 in Spiez BE. Aufgewachsen in Luzern. Nach einer Lehre als Goldschmied Ausbildung in Wien zum Bildhauer. Freier Künstler mit verschiedenen Nebenjobs. Heirat mit Carola Obermeier. Verwitwet seit 2020. Markus Giovanoli lebt allein in einer Wohnung im Luzerner Museggquartier.

Elfi Grendene

«Cool, dass man es noch schafft»

Senfgelbe Jogginghose, grüner Strickpullover, neugierige Augen: Elfi, «ja, Elfi genügt». Sie besteht darauf, begrüsst uns im «Homedress», wie sie schalkhaft meint und dabei verschmitzt lacht, als würde sie heute blau machen. Es hat etwas Urgemütliches und das, so werden wir später erfahren, mag sie besonders.

Elfi Grendene, 89, hat die Lupe griffbereit, als wir uns an den Tisch setzen. Ihre Makula-Degeneration macht den Alltag schwieriger. «Der Sehverlust ist nicht okay», sagt sie und lenkt ein: «Man muss sich diesen Herausforderungen stellen.» Fernsehen fällt schon mal weg, Stricken auch. Rüstarbeiten in der Küche erledigt sie zusammen mit einer Frau vom Roten Kreuz oder mit der Tochter. «Dafür bin ich sehr dankbar. Diese Frau vom Roten Kreuz hilft mir kompetent und einfühlsam. Sie begleitet mich zum Arzt und ist mir eine Stütze im Haushalt. Auch meine Tochter ist für mich da und schenkt mir sehr viel Zeit.» Ohne diese Hilfen ginge es nicht, weiss Elfi. Lesen kann sie dosiert mit der Lupe. Dennoch seien ihre Tage zu kurz. Es werde ihr nie langweilig, auch an den Abenden nicht. Sie blinzelt uns an, bereit, um loszulegen. Sie, die vor 10 Uhr keine «Sprechstunde» bietet, fühlt sich beim Thema «Hohes Alter» in ihrem Diskurswillen bestärkt.

Die Sache mit dem Kreisel

«Es macht mich zufrieden, auf Menschen zuzugehen», eröffnet Elfi. Deshalb spaziert sie auch gerne zu Fuss in die Stadt. Allerdings beginnen dort die Nebengeräusche des hohen Alters. Ihr Weg in die Stadt führt an diesem «Mannsgöggel» vorbei, von dem die Stadt und dessen Schöpfer denken, sie hätten der Strassenreinigungsequipe ein Denkmal gesetzt. Gemeint ist die Kreiselskulptur beim Kreuzstutz. «Ein No-Go!» enerviert sich Elfi. «Ein Hohn gegenüber allen Frauen, die diesen Gaffer erleben mussten!».

Das Tiefbauamt kennt Elfi Grendene. Nicht nur deswegen. Sie wurde bereits öfters vorstellig wegen der Strasse, die steil zu ihrem Haus führt. Leicht nass, stets belegt mit glitschigen Blättern und Beeren wird sie zu einer täglichen Bewährungsprobe – erst recht für Frauen mit Kinderwagen oder Menschen mit Gehstock wie Elfi.



Doch deswegen ihre Stadtbesuche aufgeben würde sie nie. Man wolle noch bei den Leuten sein. Da ist sie, die Elfi, die noch will. Die ihre Beweglichkeit schätzt und liebt. Die noch für etwas brennt und die Pläne schmiedet, ungeachtet dessen, ob die Ohren und die Augen mitmachen. Machen sie eben kaum mehr. Da kommt der Sparkurs der Stadt mit dem ausgedünnten Strassenputzplan erst recht ungelegen.

Mit Sinn für Gerechtigkeit

Ihre Wünsche? Sie bleibt etwas wortkarg, meldet sich jedoch anderntags telefonisch voller Elfi-Verve und lacht: «Bei der Frage war ich gestern wohl etwas schwach.» Sie möchte mental wach und aufmerksam bleiben, damit sie im positiven Sinn noch etwas für ihre Mitmenschen bewirken kann. Da war beispielsweise kürzlich dieser Infowagen, in welchem Büsis, Hündchen und Roboter in drei Grössen angepriesen wurden. «Für was halten die uns eigentlich?» Elfi will keine Maschinen, sie will mehr Mitmenschliches. Diese Leidenschaft für andere Menschen und für die Gerechtigkeit hat sie ein Leben lang begleitet.

Etwas auslösen möchte sie auch bezüglich der Digitalisierung. «Unsere Jahrgänge waren nie eingebunden, was das Leben mit all diesen Geräten anbelangt. Die Digitalisierung grenzt uns aus.» Beim Online-Banking würde sie den Überblick verlieren. Doch: Wer Zahlungen noch mit dem gelben Postbüchlein erledigt, zahlt sieben Franken extra. Auch das sei ein No-Go. Dennoch hält Elfi daran fest. Ihre Tochter unterstützt sie dabei. Die beiden telefonieren täglich und führen regelmässig gemeinsame Beauty-Tage durch. Es sei ein Geschenk, so eine liebevolle Tochter zu haben, gesteht Elfi. Sie schätzt auch die Ausfahrten mit dem einen Sohn, die ab und an stattfinden.

Ihr Fenster zur Welt bleibt ein Festnetztelefon, welches sie jeden Abend nutzt, um mit Bekannten in Kontakt zu bleiben. Solange man Anteil am Leben der andern nehme, werde es einem nie langweilig, so ihre Devise. Was sie denn nach dem Telefonieren noch so tue? «Dann habe ich es richtig gemütlich», strahlt sie und fügt an: «In diesen Abendstunden finde ich einen tiefen, stillen Seelenfrieden. Was für ein Glück.»

Sichere Wege für alle

Wir stehen auf der Dachterrasse, die sie in den Sommermonaten jeweils um halb sechs Uhr in der Früh aufsucht, um die Sonne zu begrüßen. «Ein leiser, spiritueller Weg begleitet mich durch mein Altersdasein. Deshalb danke ich dem göttlichen Licht für jeden neuen Tag, er möge zur Freude und zum Segen jeder Begegnung werden», erzählt Elfi und meint gleich darauf: «Wenn es nach mir ginge, stünden hier viele Hochbeete.» Die Ver-

waltung ist nie auf diese Idee eingestiegen. In zwei, drei grösseren Töpfen, die Elfi dort hochgeschafft hat, wachsen Pfefferminze, Verveine und Basilikum. Alle im Haus können sich dort bedienen.

Hier oben, im 15. Stockwerk, wirkt Elfi so richtig frei. Sie sei kein Herdentierchen, könne gut allein sein. Sie liebt ihre Streifzüge durch die Neustadt oder das Bruchquartier, die oft mit einem Abstecher in der Brocki enden. Gelegentlich besucht sie ein Vicino oder die Kreuzstutz-Stube, deren herzliche Crew sie schätzt. «Die Stadtregierung, die Beratung fürs Alter sowie Pro Senectute bieten reichlich Angebote, die uns Betagte in verschiedenen Belangen unterstützen», sagt sie.

Von der Stadt heimwärts schlendert sie manchmal sogar durch den Gütschwald. «Den Weg über den Wald kenne ich. Er ist weniger gefährlich als der Dammweg an der Reuss. Dort fahren einen einige E-Bike-Lenkende schier über den Haufen, weil sie den Spazierweg benutzen. Sie sollen doch bitte auf der Velospur bleiben – auch den Vierbeinern zuliebe.» Sie sei jedes Mal froh, wenn sie heil wieder zuhause sei. Doch sobald sie sich genüsslich in der Lesecke eingenistet hat, findet Elfi es einfach «cool, dass man es immer noch schafft».

Susanne Perren (Text), Priska Ketterer (Fotos)



Elfi Grendene

geboren 1936, hat eine Tochter, zwei Söhne und zwei Enkelkinder. Nachdem ihre Kinder aus dem Haus waren, arbeitete sie als Kinder- sowie später als Betagtenbetreuerin. Vor 28 Jahren zog die Stadtzürcherin nach Luzern, wo sie ihre zweite Heimat gefunden hat.

«Rebstock»-Stammgast seit über 50 Jahren

«Vielleicht baue ich nochmals ein Haus, wenn es mit der Bewilligung klappt», sagt Peter Tüfer und lächelt verschmitzt. Das Land hat er vor Jahren in Eschenbach erworben. Es grenzt an ein Grundstück, das früher seinem Grossvater, dem Dorfarzt, gehörte. «2006 habe ich dort ein Mehrfamilienhaus gebaut, das eigentlich meine Rente sichert.» Jetzt soll ein weiteres Mehrfamilienhaus folgen. Die Baueingabe macht Tüfers ehemalige Firma, das Architekturbüro Tüfer+Grüter+Schmid, das er 1975 mitgegründet hat. Der 85-jährige Bauherr freut sich. «Ich bin zwar nicht mehr in der Firma, aber ich kann ihr manchmal noch etwas Beschäftigung vermitteln.»

Mit der Firma ist er zumindest räumlich immer noch eng verbunden. Tüfer wohnt im vierten Stock an der Zentralstrasse 38a, wo sich in den unteren Geschossen auch das Architekturbüro TGS Architekten befindet. In seiner 4-Zimmer-Wohnung lebte zuvor die Mutter seines Geschäftspartners Meinrad Grüter, mit dem er 1974 TGS Architekten gegründet hatte. Das Architekturbüro wurde 2008 in eine AG umgewandelt, ein Jahr später trat Peter Tüfer ins zweite Glied zurück.

Bauen – ein Lebensthema

Der Blick aus dem Fenster fällt auf das Bahnhofareal mit den Gleisen. Seit kurzem schränkt der langgezogene Neubau der HSLU Luzern die Sicht ein wenig ein. Tüfer stört sich nicht daran. «Der Bau ist vielleicht ein bisschen hoch, aber es ist eine schöne Architektur.» Planen und Bauen waren sein Lebensthema. «Du musst selber wissen, was du einmal werden willst», hatten ihm seine Eltern gesagt. An der Kantonsschule hielt ihm der Mathi-Lehrer vor, dass er keinen Erfolg an der ETH haben werde. Tüfer liess sich nicht beirren. Er absolvierte ein Architekturstudium an der ETH Zürich. «Es war die Zeit des bekannten Dozenten Bernhard Hösli, das war knallhart. Die Hälfte der Studierenden machte nach dem ersten Vordiplom nicht mehr weiter.»

Während des Studiums hatte Tüfer die Gelegenheit, ein Praktikum in einem international tätigen Architekturbüro in Paris zu machen. Nach der ETH arbeitete er zunächst in Zürich, dann wechselte er ins Architekturbüro von Fritz Zwicky in Luzern, wo er interessante Objekte wie die Überbauung

an der Hertensteinstrasse 50 realisieren konnte. Auch als selbstständiger Architekt mit TGS blickt er auf ein paar markante Projekte zurück. Tüfer nennt die Überbauung Buobenmatt, die neue Gemeindeverwaltung Littau in Ruopigen, die ganz kurz vor der Gemeindefusion mit Luzern erstellt und in der Folge anders genutzt wurde. Dann auch die Dreifachturnhalle und Sporthalle Maihof oder den Neubau Zürichstrasse/Wesemlinrain, in dem auch das Restaurant Sowieso untergebracht ist.

Er habe gerne gearbeitet, sagt Tüfer. Den Abgang aus der Firma hat er schrittweise vollzogen, bis er mit 69 Jahren vollständig aufhörte. Danach machte er für die Stadt Luzern Verkehrswert-Schätzungen, fungierte in Beromünster als Berater der Baukommission und war zehn Jahre im Landschaftsschutzverband aktiv. «Ich habe in dieser Funktion oft mit den Bauherren verhandelt, nach Kompromissen gesucht. Das war manchmal schwierig und aufreibend, aber insgesamt eine positive Erfahrung.» Selbst die Politik hat er nicht ausgelassen. Während gut zwei Jahrzehnten vertrat er, motiviert von Politfrau Vreni Grüter, der Frau seines Geschäftspartners, die FDP im Grossen Bürgerrat und danach im Kantonsrat. Die heutige Politik der Stadt Luzern? Sie sei ihm schon ein bisschen zu links, sagt er mit einem milden Lächeln.

Allein und doch mit Freunden

Peter Tüfer lebt und haushaltet seit Jahrzehnten alleine. Vielleicht habe er zu gerne gearbeitet, als dass er auch noch eine Familie hätte gründen wollen, vermutet er. Er fühlt sich wohl mit Freunden und Bekannten, mit denen er gerne einen Abend verbringt, Ausflüge macht, in die Ferien fährt. Er ist Mitglied des Serviceclubs Rotary und gehörte vor 40 Jahren zu den Gründern des Rotaryclubs Luzern-Wasserturm, dem zweiten Stadtclub der Rotarier. Wöchentlich treffen sich die Mitglieder zum Essen und Diskutieren. Jeden Dienstag geht er mit Meinrad Grüter ins Restaurant Rebstock. «Wir essen etwas und trinken eine Flasche Wein.» Für seine Treue hat er eine kleine Stele mit Inschrift bekommen: «Peter Tüfer, Stammgast seit 1974». Obwohl er ohne feste Beziehung durchs Leben ging, ist Tüfer nicht am Vereinsamen. «Es ist mir bewusst, dass das für einige Menschen ein Problem ist. Für mich nicht. Ich kann auch gut mal eine Woche lang alleine sein und fühle mich wohl.»

Der gross gewachsene und schlanke Mann hält sich auch sportlich fit. Früher ist er regelmässig um den Rotsee gejoggt. «So konnte ich am besten Probleme abbauen.» Heute ist seine Joggingroute etwas kürzer und führt Richtung Ufschötti. «Ich gehe immer noch ins Fitness, jede Woche mache ich ein Gruppentraining oder hebe Gewichte.» Seine sozialen und sportlichen Aktivitäten bringen eine Struktur in die Woche. Dazwischen geht er

auch mal in die ZHB, um neue Fachliteratur zu konsultieren, oder besucht das Café Arlecchino. «Dort schätze ich die grosse Auswahl an Zeitungen.» Seit zehn Jahren hat er auch ein Abo für das Luzerner Theater.

«Es geht allen Menschen gleich»

Gesundheitlich sei er mit seinen 85 Jahren eigentlich «gut dran», sagt Tüfer. Nichts Nennenswertes, das ihn plage. «Ich habe gemerkt, dass nach Anstrengungen die Erholungszeiten länger werden. Aber sonst bin ich zufrieden.» Sorgen bereitet ihm, dass langsam der Freundeskreis wegstirbt. «Das sind Verluste. Sie geben einem zu denken, auch in Bezug auf die eigene Vergänglichkeit.» Auch die Möglichkeit, dass er einmal dement werden könnte, beunruhigt ihn manchmal. «Das muss schlimm sein: Du lebst, aber hast nichts mehr vom Leben und bist total auf Unterstützung angewiesen.» Dass mit dem steigenden Alter vieles mühsamer wird und die Möglichkeiten eingeschränkt werden, kann er akzeptieren. «Da geht es allen Menschen gleich. Damit kann ich leben. Ich habe jedenfalls nicht das Gefühl, dass es ein Hit ist, 100 Jahre alt und mehr zu werden.»

Tüfer ist dankbar, weiterhin selbstbestimmt seinen Alltag verbringen zu können. Als gestalterisch tätiger Mensch hat er sich in der Wohnung ein kreatives Refugium geschaffen. Helle Räumlichkeiten, moderne Möbel, viel Kunst an den Wänden, teilweise noch aus dem Familienbesitz. Auf einem kleinen Tisch stehen Fotos seiner Herkunftsfamilie. Die Eltern, Geschwister, alle haben ihr Plätzchen. «Das ist Mama, neben ihr meine Schwester. Und hier der Vater.» Tüfer zeigt auf das schwarzweisse Foto eines Mannes in den mittleren Jahren. «Er war ein Charmeur», sagt der Sohn. «Die Frauen haben ihn geliebt.»

Pirmin Bossart (Text), Monique Wittwer (Fotos)



Peter Tüfer

geboren 1939 in Luzern. Besuchte die Kantonsschule Alpenquai und machte ein Architekturstudium an der ETH Zürich. Mit zwei Berufskollegen gründete er 1974 das Architekturbüro TGS Architekten Luzern. Mit 69 Jahren stieg er aus der Firma aus. Peter Tüfer ist ledig. Er wohnt seit vielen Jahren an der Zentralstrasse in Luzern.

Spät nochmals richtig aufgeblüht

In einem Bericht von Viva Luzern Wesemlin ist Hedwig Degonda so herzlich lachend abgebildet, dass die erste Frage nicht anders lauten kann als: Sind Sie eine Frohnatur, Frau Degonda? «Eine Frohnatur bin ich erst allmählich geworden. Und richtig aufgeblüht bin ich erst hier im Heim», sagt die Pensionärin, ohne lange zu überlegen. Das macht neugierig.

Gab es in ihren frühen Jahren wenig Grund zur Freude? «Ich hatte keine schöne Kindheit», beginnt die 88-Jährige zu erzählen. Ihr Vater, ein gebürtiger Schweizer aus Sachseln, lebte während des Zweiten Weltkriegs mit seiner deutschen Frau im westfälischen Hamm. Neun Kinder hatten die beiden unter schwierigen Bedingungen durchzubringen. «Ich höre noch heute die Sirenen heulen und mag mich genau daran erinnern, wie ich die kleinere Schwester auf die Schultern buckelte und mit ihr in den Bunker rannte, während meine Eltern im Luftschutzkeller des Hauses blieben.»

Nach Kriegsende kehrte der lungenkranke Vater mit zwei Töchtern, darunter Hedwig, in die Schweiz zurück. Die Gemeinde Sachseln hatte ihm eine Wohnung besorgt, später fand er Arbeit bei Schindler. Die Mutter reiste schliesslich mit den andern sieben Sprösslingen nach. Alle neun Kinder kamen zu Pflegeeltern, Hedwig und ihre Schwester auf einen Bauernhof bei Gossau zu einem kinderlosen Ehepaar, das die Mädchen Vati und Mueti riefen.

Schwere Zeit bei den Pflegeeltern

Hedwig Degonda nennt die Dinge beim Namen. «Diese Leute hatten uns zum Schaffen geholt. Liebe gab es nicht.» Stattdessen hätte der Bauer, der «in der Kirche etwas Höheres» war, sie und die Schwester begrapscht. «Wenn wir uns beim Mueti darüber beklagten, schimpfte sie, wir seien selber schuld.» Lange hätte sie deswegen Angst vor Männern gehabt.

Bis zum Alter von 17 Jahren lebte Hedwig bei den Pflegeeltern im Sanktgallischen. In dieser Zeit absolvierte sie eine Ausbildung zur Bäuerin. «Das hat mir gefallen», strahlt sie. Ab diesem Zeitpunkt nahm die junge Frau ihr Leben selbst in die Hand. «Ich zog zu meinen Eltern in die Zentralschweiz und fand in der Migros Ebikon eine Anstellung als Hilfskraft. Endlich fühlte



ich mich frei.» Schon bald war Hedwig verliebt in den sechs Jahre älteren Bündner Niklaus Degonda, der ebenfalls in der Migros arbeitete. «Ein guter Mensch», betont sie und ihre Augen leuchten. Nach der Heirat 1955 zog sie mit ihm in seine Heimat in die bündnerische Surselva, wo er eine Stelle als Chauffeur fand und sie Mutter von drei Buben und drei Mädchen wurde. Hedwig Degonda mochte diese Zeit, lernte Rätoromanisch und bewirtschaftete mit ihrem Mann einen Schrebergarten.

Auf eigenen Wunsch ins Alterszentrum

Irgendwann hatte auch Hedwig das Heimweh gepackt, und so war es nun der Gatte, der seiner Frau an den Sehnsuchtsort folgte. Zunächst auf dem Gütsch, dann an der Sedelstrasse in Luzern fand die achtköpfige Familie ihr neues Daheim. Wenn der Chauffeur Feierabend hatte, machte die Hausfrau und Mutter sich auf, ihr eigenes Geld zu verdienen. «35 Jahre lang arbeitete ich als Putzhilfe bei der Suva und bei Schild.» Schliesslich zog die Familie in eine Wohnung am Matthofring, wo Hedwig ihren krebserkrankten Mann bis zu seinem Tod 2002 pflegte. Nach zwei schweren Rückenoperationen war ihr das Besorgen des Haushalts zu umständlich geworden. Auch wollte sie ihre Töchter, «die stets zur Stelle waren», entlasten. Auf eigenen Wunsch zog die 81-jährige Witwe 2017 ins Viva Luzern Wesemlin.

Geniessen, was noch möglich ist

Hedwig Degondas Kinder kommen nicht nur zum Kaffeetrinken hierher oder um die Pensionärin auszuführen, nein: «Eine Tochter bringt mir immer verrückte Kleider und Perücken mit. Denn wenn bei uns Fasnacht ist, bin ich die Schlimmste!» Da ist auf einmal diese Ausgelassenheit im Gesicht. Die Jahre im Alterszentrum bezeichnet Hedwig Degonda als «die besten». Warum? «Wir haben es einfach gut hier. Es wird viel gelacht und manchmal auch ein wenig Blödsinn gemacht. Alle sind so lieb. Man hilft mir, wo es notwendig ist. Ich habe ein schönes Zimmer für mich allein. Mir ist einfach wohl. Früher hiess es immer 'schaffe', jetzt darf ich nur noch geniessen.» Geniessen heisst für sie auch mitmachen, wenn es um freiwilliges Gemüse-rüsten, um organisiertes Gedächtnistraining oder ums Füttern einer herrenlosen Katze geht. Manchmal streife sie mit dem Rollator durch den nahen Klostergarten und erinnere sich, wie sie mit ihrem Mann aus dem eigenen Garten Mangold geholt und daraus Capuns gekocht hatte.

«Jeden Morgen nach dem Aufstehen danke ich dem Herrgott», bekennt Hedwig Degonda und fügt an: «Je älter man wird, desto direkter blickt man dem Ende des Lebens ins Gesicht.» Dazu gehöre zu akzeptieren, dass gewisse Dinge nicht mehr möglich sind, etwa Stricken mit arthrotischen Fingern.

Grosse Familienverbundenheit

«Alle meine sechs Kinder sind gut herausgekommen, alle haben eine solide Ausbildung genossen», bilanziert Hedwig Degonda zufrieden. Wie verbunden sie sich mit der Familie fühlt, beweisen die vielen Fotos in ihrem Zimmer. Auf einem blicken ihre drei Mädchen und drei Buben im Primarschulalter frohgemut in die Kamera, hinter den sechs die stolzen Eltern Hedwig und Niklaus. An der gegenüberliegenden Wand sind auf einem Bild fünf Generationen zu einem Turm collagiert, an der Spitze die zehnfache Urgrossmutter. Auf jeder Abstellfläche stehen Gratulationsschreiben und Schutzengelchen.

«Was bringt es, traurig zu sein, weil es früher schlecht war?», fragt Hedwig Degonda. Dabei zieht sie zwei gerahmte Fotos aus dem Büchergestell: auf dem einen der Vati, auf dem andern das Mueti vom Bauernhof in Gossau. Trotz unschöner Erfahrungen ist die einstige Pflege-tochter später ins Sanktgallische gereist, um den beiden Betagten unter die Arme zu greifen. Denn ihr Credo heisst: «Man muss verzeihen können im Leben.»

Gerne würde Hedwig Degonda wieder einmal eine Schifffahrt auf dem Vierwaldstättersee unternehmen oder die schönen romanischen Lieder aus der Heimat ihres verstorbenen Mannes hören. Sie ist sicher, dass man ihr diese Wünsche erfüllen wird. Denkt die 88-Jährige manchmal über den Tod nach? «Ja», antwortet sie und ergänzt mit befreiendem Lachen: «Dann frage ich mich, was wohl der Herrgott mit den vielen Leuten im Himmel macht!»

Eva Holz (Text), Monique Wittwer (Bilder)



Hedwig Degonda

geboren 1936. Ausgebildete Bäuerin. Arbeitete als Hausfrau und Mutter, Teilzeitputzhilfe. Verwitwet. Sie hat sechs Kinder, zehn Enkelkinder und zehn Urenkelkinder. Wohnhaft seit 2017 im Viva Luzern Wesemlin.

Ein Chrapfner im Dienst der Öffentlichkeit

Die Basel-/Bernstrasse ist für viele kein bevorzugtes Wohnquartier. Nicht so für Guerino Riva. Hier steckt sein Herzblut. An der Bernstrasse ist er geboren, an der Bernstrasse hatte das Baugeschäft Riva sein Büro, etwas oberhalb der Bernstrasse wohnt er mit seiner Frau Maria und blickt auf die neue Siedlung der abl, für die er sich eingesetzt hat. «Ich durfte für den Quartierverein Bernstrasse in der Jury sitzen.» Ihm und seinen Mitstreitern ist es gelungen zu verhindern, dass die Bernstrasse beidseitig zu-gebaut worden ist. «Wir kämpften darum, etwas zu bekommen, was das Quartier aufwertet.» Auf das Resultat ist Guerino Riva stolz. 33 Jahre lang war er Präsident des Quartiervereins Bernstrasse, als Nachfolger seines Vaters, angetrieben durch die Aussage eines ehemaligen Stadtpräsidenten, der die Basel-/Bernstrasse den Slum Luzerns nannte.

Der Felsenweg – eine zufällige Leidenschaft

Guerino Rivas Vorfahren stammen aus Italien. Sein Grossvater kam 1886 in die Schweiz. Sein Vater wurde in der Schweiz geboren, gründete das Baugeschäft Riva, starb jedoch als Italiener. Sich einbürgern lassen, das wollte er nicht. Sohn Guerino, der studieren wollte, sah das pragmatisch. Am Technikum betrug die Semestergebühr für Stadtluzerner massiv weniger als für Ausländer. Nach dem Studium hatte Guerino Riva Pläne. Grossbaustellen interessierten ihn, Stollen- und Kraftwerkbau. Doch der Vater brauchte ihn im Geschäft. Er blieb, heiratete und erwarb das Baumeisterdiplom. Ende der neunziger Jahre lösten er und sein Bruder das Geschäft auf. «Meine Söhne und der Neffe ergriffen andere Berufe.»

Guerino Riva suchte eine neue Herausforderung. Nach einer geschäftlichen Enttäuschung stieg er im Tiefbauamt der Stadt Luzern als Projektleiter ein. Seine neue Arbeit verband sein Knowhow mit Innovationen wie etwa der Einführung des Mikrotunneling, einem neuen technischen Verfahren, Leitungen zu verlegen. Und es eröffnete ihm ein Gebiet, das nicht zu seinen Aufgaben gehörte, ihm jedoch übertragen und seine Leidenschaft wurde. Der Felsenweg am Bürgenstock. Eine Promenade, hoch über dem Vierwaldstättersee, auf der einst die Schönen und Reichen flanierten und über die der ehemalige französische Aussenminister Louis Barthou ins Schwärmen geriet. Die Stadt, auf deren Boden der Felsenweg liegt, verlor zunehmend

das Interesse. Der Unterhalt ist aufwändig. «20 Jahre habe ich zu diesem Weg geschaut.» Guerino Riva tut es immer noch. Mandatiert von der Stiftung ist er zuständig für die Sicherheit, macht regelmässig Kontrollgänge, auch mit Geologen, schreibt Arbeiten aus und überwacht sie. Es gibt immer zu tun. «Der Berg lebt.»

Das Quartier, die Politik und vieles mehr

Guerino Riva war nicht nur über drei Jahrzehnte Präsident des Quartiervereins Bernstrasse. Er ist auch Mitgründer des Vereins BaBeL, den er 15 Jahre lang präsidierte, prägte und sich für dessen Aufwertung und Entwicklung einsetzte. «Die Menschen müssen sich im Quartier zuhause fühlen, damit sie hier wohnen bleiben.» Das ist auch Motto und Ansporn für die «Chrampfergruppe», eine Truppe Freiwilliger, die anpackt. Zuerst baute sie den Spielplatz Sagenmattrain, dann den Spielplatz Grenzhof. «Dieser gilt noch immer als der schönste in der Stadt.» Dafür haben die Chrampfer den Anerkennungspreis für Quartierarbeit erhalten. Sie haben den Spielplatz Grenzhof nicht nur gebaut. «Wir haben 50 Jahre lang dazu geschaut.» Den Rasen mähen, aufräumen, Geräte flicken. «Hier oben haben wir auch unsere Heimat.» Heimat, das ist ein alter Bauwagen, wo die Truppe nach der Arbeit zusammensitzt und für die Bevölkerung des Quartiers kleine Feste steigen lässt. Allerdings ist die «Chrampfergruppe» über all die Jahre auf ein paar wenige Mitglieder geschrumpft.

Guerino Riva ist breit vernetzt. So schaffte er es in die Politik. Für ihn war das nicht selbstverständlich, wenn man von der Basel-/Bernstrasse kommt. Für die CVP – heute Die Mitte – sass er 18 Jahre im Stadt- und zwölf Jahre im Kantonsparlament. Politisiert hat ihn die Bernstrasse, als der Kanton die Baulinie versetzte, um die Strasse zu vergrössern und damit die Einfamilienhäuser einfacher Leute opferte. «Die Wahl habe ich vermutlich geschafft, weil ich durch all meine Engagements bekannt war.» In der Gesellschaft Fidelitas Lucernensis beispielsweise, die nicht nur die Fasnacht feiert, sondern auch die Altstadtfeite. Da war Guerino Riva im Element. «Ich habe Tausende Portionen (Chinapfanne) gekocht.» Will man all seine Engagements aufzählen, stösst man an Grenzen: 30 Jahre in der Politik, 27 Jahre Dienst im Militär, nebenamtlicher Lehrer an der Gewerbeschule, Einsatz in verschiedenen Vereinen und Organisationen, Quartierarbeit, Einsatz für Menschen mit einer Hörbeeinträchtigung im Verein Pro Audito. Ein Unermüdlicher. «Dass man miteinander auskommen kann, das Gespräch findet, um Verbesserungen zu erreichen, treibt mich an.» Wer vieles für andere tut, vernachlässigt das Naheliegende. Die Familie. Guerino Riva ist seit fast 60 Jahren mit Maria verheiratet. Sie haben drei erwachsene Kinder. «Für die Familie habe ich zu wenig gemacht», sagt er selbstkritisch. «Dank meiner Frau ist alles gut gekommen.»

Und immer die Bernstrasse im Blick

Ämter und Engagements loslassen tue manchmal weh, sagt Guerino Riva. Doch untätig ist er auch mit seinen 82 Jahren nicht. Er ist Vize einer Baugenossenschaft, übernimmt Bauleitungen und betreut Umbauten. Sein ursprüngliches Metier. «Meine Agenda ist noch immer gut gefüllt.» Er ist fit, auf der Baustelle klettert er mühelos über das Gerüst in den siebten Stock. Immerhin bleibt mehr Zeit für Wanderungen. Von Luzern nach Einsiedeln oder von Stans zu Bruder Klaus, in die Berge. «Ich wünsche mir, dass ich gesund bleibe.» Mit dem Alter hadert er nicht. «Ich weiss, dass ich 82 Jahre alt bin, das muss ich so annehmen.»

Sein Engagement für die Bernstrasse geht weiter. «Wenn man nichts macht, passiert nichts. Das steckt einfach in mir drin.» Die neue Siedlung Obere Bernstrasse mit 140 Wohnungen, die dem Quartier eine gute Durchmischung bringt, ist ein wichtiger Meilenstein. Wichtig wäre die Verlängerung der Tempo-30-Zone bis zum Grenzhof-Schulhaus, auf die man seit vielen Jahren wartet. «Ich versuche weiterhin, die Standarte der Bernstrasse hochzuhalten.»

Barbara Stöckli (Text), Monique Wittwer (Fotos)



Guerino Luigi Riva

geboren 1942 in Luzern. War und ist Bauingenieur und Baumeister. Er war 30 Jahre in der Politik und belegte viele Jahre verschiedene Ämter und Funktionen in Vereinen und Organisationen. Mit seiner Frau Maria ist er seit 1966 verheiratet. Das Paar hat drei erwachsene Kinder und fünf Enkelkinder.

«Ich habe alles verwirklicht, was ich erträumte»

«Ich freue mich jeden Tag, den Himmel zu sehen», sagt Myrtha Matthey zur Begrüssung. Seit etwas mehr als einem Jahr lebt sie im Alters- und Pflegeheim Unterlöchli. Das ehemalige «Landhaus» im Osten der Stadt liegt eingebettet in eine grüne Hügellandschaft, umgeben von alten Bäumen, mit Aussicht auf die Bergspitzen des Pilatusmassivs und den Sonnenberg.

Niemand zieht wegen der Aussicht dorthin, das ist klar. Bei Myrtha Matthey war es eine starke Gangunsicherheit, die den Ausschlag dafür gab, aus der Wohnung, wo sie mit ihrem Partner Roman Lüscher lebte, auszuziehen. Zwei Pflegefachfrauen unterstützten sie zwar zuhause, als die Einschränkungen immer grösser wurden. Mit der Zeit jedoch wurde klar: «Unser gemeinsamer Alltag, wie früher als Paar, war nicht mehr wirklich lebbar. Und mein Partner fühlte sich oft eingeschränkt. Also entschlossen wir uns für diese Lösung.» Ein Schritt, der schmerzte. Trotzdem findet Matthey heute, dass er richtig war: «Meine Beeinträchtigung nahm einfach einen sehr grossen Platz ein, auch räumlich. Ich war zu sehr im Mittelpunkt mit meinen speziellen Bedürfnissen.» Die Liebe des Paares, das sich vor 18 Jahren kennenlernte, blieb und bleibt weiterhin bestehen. Der Partner kommt oft zu Besuch oder er unternimmt mit der weiterhin Unternehmungslustigen Ausflüge, z.B. ins geliebte Tessin oder lädt sie zum Essen ein.

Mit viel Liebe aufgewachsen

Liebe, das ist ein wichtiges Stichwort in den Erzählungen der eleganten, hellwachen und vielseitig interessierten Frau. Schon ihre Mutter hatte sich für die Liebe entschieden. Sie hatte sich wenige Jahre nach der Geburt ihrer Tochter Myrtha von ihrem ungeliebten Ehemann getrennt, liess sich scheiden und heiratete ihre grosse Liebe – ein Skandal in der katholischen Diaspora in Zürich, wo die Familie damals wohnte. Myrtha zog mit der Mutter und dem Stiefvater nach Luzern, später nach Meggen und St. Niklausen. Eine glückliche Familie: «Mein Bruder und ich fanden immer, dass es ein Privileg ist, wenn man bei einem sich liebenden Paar aufwachsen darf.» Zum Bruder, viereinhalb Jahre jünger als sie selber, hatte Myrtha Matthey als Kind eine sehr enge Beziehung – mit einer kleinen Eintrübung: Der Bruder musste sich stets seiner grossen Schwester fügen. «Denn ich war ein dominantes und freches Mädchen.»



Optimistisch auch bei Krisen

Jetzt hängt ein Ölbild des Bruders an der Wand des Heimzimmers von Myrtha Matthey. Sie hat ihr helles Zimmer persönlich und stilvoll eingerichtet. Ein gelber Korpus von USM-Haller dient als Nachttisch. Neben dem Lehnstuhl, in dem sie ihre Tage verbringt – «meist mit Lesen», wie sie sagt – steht ein Saarinen-Tulip-Tisch. Man ahnt, dass die einzelnen Objekte und Möbel auch Mattheys Lebensreise dokumentieren. Sie habe in ihrem ganzen Leben immer schön gewohnt, auch als Kind schon. Schönheit könne heilsam sein, erklärt sie. Auch in schlimmen Krisen? Da habe ihr jeweils die grundsätzlich optimistische Lebenseinstellung geholfen, sagt die 85-Jährige. Sie habe stets gewusst, dass es irgendwann wieder besser würde.

Myrtha Matthey heiratete jung einen kunstinteressierten Bauingenieur, von dem sie sich Jahre später scheiden liess. Sie wurde früh Mutter von zwei Kindern, lebte in Römerswil, in einem Bauernhaus mit Tieren und Garten. Als sie 40 war, schrieb sie sich an der Abendschule für Sozialarbeit ein. Es folgten viele interessante und engagierte Berufsjahre bei der Pro Senectute, wo sie die Beratungsstelle in Sursee leitete. Nach der Pensionierung mit 62 arbeitete sie weiter und wurde Vermittlerin beim Besuchsdienst der Pro Senectute.

Das eigene Alter sieht anders aus

Von 1982 bis 2018, während insgesamt 36 Jahren also, beschäftigte sich Myrtha Matthey mit Altersfragen und wurde so zur Altersspezialistin. Was lernte sie dabei für das eigene Altern? «Ich hatte natürlich auch die Idee, dass ich mich mit der Arbeit bei Pro Senectute auf mein eigenes Alter vorbereiten würde.» Das eigene Älterwerden habe sie aber nach der Pensionierung nicht wirklich wahrgenommen. Sie war weiterhin vielseitig engagiert, betreute einen erblindeten Mann, war Familienhelferin und arbeitete viele Jahre als Freiwillige beim SOS-Beratungsdienst «Die Dargebotene Hand» (heute 143.ch).

«Aber wenn das eigene Alter dann da ist, sieht es irgendwie anders aus. Dass ich z. B. irgendwann nicht mehr alleine würde laufen können, das hatte ich nicht kommen sehen», sagt Matthey. Jetzt, im Heim, bestätigt sich auch eine weitere Einsicht, nämlich dass das körperliche und geistige Altern individuell unterschiedlich verlaufen. Im Speisesaal hat sie sich mit drei anderen Heimbewohnerinnen angefreundet. Eine ihrer neuen Kolleginnen ist 95 und immer noch in der Lage, alleine mit dem Bus in die Stadt zu fahren. «Das ist für mich nicht möglich. Trotzdem geht es mir gut», resümiert sie.

Die Tischrunde der vier Frauen im Speisesaal des Altersheims Unterlössli ist ein wichtiger Aspekt des Wohlbefindens im Heimalltag von Myrtha Matthey. Die Frauen zwischen 85 und 100 Jahre alt diskutieren das Leben

und das Weltgeschehen, lachen miteinander, tauschen sich aus, neugierig und offen füreinander. Soziale Netze, lebenslange Freundschaften, gute Kolleginnen waren und sind eine weitere Konstante im Leben der ehemaligen Sozialarbeiterin.

Gelassenheit, Offenheit, Menschenliebe

«Wenn ich morgen sterben müsste oder mir mitgeteilt würde, wie lange ich noch zu leben habe, kann ich mir sagen: Ich habe alles verwirklicht, was ich mir vom Leben erhoffte und erträumte. Ich habe unbedingt Kinder gewollt... Nun habe ich zwei Kinder, eine Stieftochter und eine Enkeltochter. Und dann konnte ich noch einen Beruf lernen, der mich wirklich erfüllte: Sozialarbeiterin.» Welche Fähigkeiten braucht es denn für ein gutes Alter? Myrtha Matthey denkt nicht lange nach: «Es braucht Gelassenheit dem Leben gegenüber, Menschenliebe und Offenheit.»

Das heisst aber nicht, dass Myrtha Matthey alles gelassen, demütig und dankbar hinnimmt. Im Heim zu leben bedeutet einen Verlust an Autonomie. «Ich fühle mich gut aufgehoben hier», sagt sie und findet trotzdem, dass die eine oder andere Pflegeperson noch etwas dazulernen könnte – in Sachen Respekt. «Wir sind zwar alt und betreuungsbedürftig, aber immer noch Persönlichkeiten mit eigener Geschichte.»

Yvonne Volken (Text), Monique Wittwer (Fotos)



Myrtha Matthey

geboren 1938 in Zürich. Sie wuchs in Luzern und Umgebung auf. Heirat und früh Mutter von zwei Kindern. Mit 40 machte sie die Ausbildung zur Sozialarbeiterin. Von 1982 bis 2018 arbeitete Matthey für die Pro Senectute. Vor 18 Jahren lernte sie ihren heutigen Lebenspartner kennen, den Architekten Roman Lüscher. Im Herbst 2023 zog Matthey ins Alters- und Pflegeheim Unterlössli.



«Ich hatte nie das Bestreben, der Erste zu sein»

Mitten im Gespräch klingelt das Smartphone. Das müsse er leider annehmen, die Nummer sehe nach Spital aus. Bruder Raphael Grolimund spricht ruhig und freundlich mit der Arztsekretärin. Am nächsten Tag hat er eine neue Untersuchung. «Ich habe Prostatakrebs», sagt der Kapuziner, als er das Handy zur Seite legt. Er sagt es ohne viel Aufhebens. «Ich bin am Anfang schon erschrocken über die Diagnose. Aber nach einer ersten Untersuchung und der Besprechung habe ich nur gestaunt, was man alles machen kann.» Sowieso: Er nehme das Leben vorab. «Ich habe gelernt, dass es wichtiger ist, präsent zu sein, als in der Vergangenheit zu leben. Das hält mich wach, und der Glaube gibt mir die Kraft.»

Humor als Ventil

Raphael Grolimund trägt die braune Kutte der Kapuziner. Die ersten Begegnungen mit dem Orden hatte er als Kind und Jugendlicher. Jedes Jahr kam ein Kapuziner auf Betteltour in seinem Heimatdorf Mümliswil vorbei. «Sie besuchten die Familien, wurden in den Häusern willkommen geheissen. Darunter gab es einige, die mir mit ihrer Ausstrahlung einen bleibenden Eindruck hinterlassen haben.» Das familiäre Leben zuhause sei sehr katholisch geprägt gewesen. «Wir haben täglich gebetet, die kirchlichen Bräuche haben uns durchs Jahr begleitet. Ich war auch Ministrant und sang im Knabenchor.»

Die Kapuziner sind, um es salopp zu sagen, eher die «Freaks» unter den verschiedenen christlichen Orden. Es sind oft Menschen mit eigenwilligen Charakteren und vielen Begabungen, die es nicht immer so sakrosankt streng nehmen. Sie sind sozial, haben Humor und einen guten Draht zu den Menschen. Grolimund erinnert sich an seine Zeit als Kantor in Solothurn, unter Dutzenden von jungen Kapuzinern. «Das führte zu viel Dynamik. Unser Ventil war der Humor. Da gab es viele Komödianten und liebenswürdige Schlitzohren, die einander gerne Streiche spielten.» Verglichen mit diesen Kapuzinern habe er noch einen benediktinischen Einschlag, lächelt Grolimund. «Eine gewisse Ordnung muss bei mir sein. Auch habe ich den Ruf, dass ich eher das Bewahrende vertrete.»

Krankenseelsorger und Lehrer

Mit diesen Qualitäten, die das Humorvolle und das Strenge, das Praktische und das Musische vereinen, hat Raphael Grolimund in seinem langen Leben viel bewirken können. Seit Jahrzehnten ist er für den Orden tätig. Als Seelsorger, Dozent, Administrator, Kantor, Musiker, Autor, Geschichtenerzähler. Nach seiner Gymnasialzeit im Kollegi Stans machte er 1958 im Kloster Wesemlin das Noviziat. Er studierte Theologie und Pastoralpsychologie in Solothurn und Innsbruck und wurde dann als Krankenseelsorger in den Liebfrauenhof nach Zug berufen. «Die Schwesterngemeinschaft zählte 80 Mitglieder und hatte eine eigene Kinderkrankenpflegeschule, wo ich auch unterrichtete.» Mit rund 200 Betten und 900 Geburten pro Jahr galt die Klinik sprichwörtlich als die «Wiege der Innerschweiz».

Danach kehrte er für acht Jahre nach Solothurn zurück. Es war die Zeit, als von den 15 Kapuzinerinnenklöstern der Schweiz einige aufgehoben werden mussten. «Ich habe diesen Prozess begleitet. Bei der Aufhebung der Klöster in Altdorf, Appenzell und Zug war ich voll beteiligt.» Das Prozedere sei aufwendig und oft langwierig gewesen. «Kirchenrechtlich gab es viel aufzuarbeiten und zu verhandeln. Mir lag auch das Schicksal der Schwestern am Herzen.» Froh sei er mit der Lösung in Altdorf gewesen, wo die ersten beiden Stockwerke des Klosters vom Unternehmer Samih Sawiris gemietet und in rund 30 Büros umgewandelt wurden. «Zuvor suchten wir vier Jahre nach einer Lösung. Wir hatten 18 verschiedene Projekte und die meisten scheiterten aus finanziellen Gründen. Die Instandhaltung des Klosters kostete uns jährlich 150'000 Franken.»

Verfasser von Kapuzinergeschichten

Auch das Kloster Wesemlin, wo Raphael Grolimund seit 1988 lebt, hat seit den 1970er Jahren einen stetigen Rückgang an Mitgliedern erlebt. «Früher waren wir über 50 Männer, heute sind es noch elf Kapuziner.» Wie schon in Zug und in Solothurn hat Grolimund in Luzern jahrelang als Vikar gewirkt. Der Vikar ist der Stellvertreter des Guardians, des Klosteroberhaupts. Sein Vater habe ihm oft gesagt, dass er strebsam lernen, aber nicht der Erste sein müsse. Der Zweite sei ebenso wichtig. Das hat er nicht vergessen. «Ich hätte zwei- oder dreimal der Erste im Kloster werden können, aber das war nie mein Bestreben.» Mit den Guardianen habe er immer eine wunderbare Beziehung gehabt. Einer habe ihm mal gesagt: «Du bist einfach ein berufener und ausgezeichneter Zweiter.» Bruder Raphael freut sich bis heute über dieses Kompliment.

Mit seinen 87 Jahren ist Raphael Grolimund ein vifer Geist geblieben. «Ich habe zwar meine körperlichen Einschränkungen und bin schneller müde als auch schon. Aber geistig bin ich zum Glück noch sehr gut dran.»

Seine Gedanken und spirituellen Studien kann er gekonnt in Worte fassen. Er hat ein Gebetsbuch geschrieben mit dem Titel «Wie sage ich es meinem Gott?» sowie Meditationstexte zur Weihnachtszeit. Unterhaltsam sind seine Kapuzinergeschichten, in denen er Begegnungen mit drolligen Ordensbrüdern schildert. Die Geschichten trägt er manchmal im Kloster Wesemlin öffentlich vor. Sie werden begleitet von der Musik eines Trios, in dem er selber Bratsche spielt. Die Stücke hat er selber komponiert.

Nie am Glauben gezweifelt

Auch als bewahrender Geist ist Raphael Grolimund interessiert und offen geblieben. «Ich habe gelernt, dass sich die Welt ständig verändert.» Gewisse theologische Wahrheiten, die er noch vor dem Konzil gelernt hatte, sind für ihn durchlässiger geworden. «Bei einigen Auslegungen bin ich kritischer geworden. Auch gehe ich heute anders an die Bibel heran.» Am Glauben selbst hat er nie gezweifelt. Gott bezeichnet er als Urgeheimnis. Wenn er am Morgen erwacht, denkt er als Erstes an den Bibelspruch «Gott, du bist meine Hilfe. Ohne deine Hilfe geht nichts». Das bleibt ihm die wichtigste Leitlinie im Alltag.

Später am Morgen trinkt Raphael Grolimund jeweils einen Kaffee, liest die Zeitung, spielt Bratsche, komponiert, meditiert über den Exerziten von Gertrud von Helfta, diskutiert mit seinen Brüdern beim Mittagessen und trinkt am Abend nach der Tagesschau manchmal ein Glas Wein mit ihnen. «Ich bin ein Abendmensch. Um 21 Uhr gehe ich meistens wieder auf mein Zimmer. Dort höre ich Musik über das Internet. Zum Beispiel die Bach-Interpretationen von Evangelina Mascardi, einer wunderbaren Lautenistin. Da kann ich richtig eintauchen und spüren, wie die Klänge mich mit dem Unsagbaren verbinden.»

Pirmin Bossart (Text), Priska Ketterer (Fotos)



Raphael Grolimund

geboren 1937. Bruder Raphael Grolimund ist in Mümliswil im solothurnischen Jura aufgewachsen. Er besuchte das Gymnasium im Kollegium St. Fidelis in Stans und studierte Theologie und Pastoralpsychologie in Solothurn und Innsbruck. Er arbeitete als Krankenseelsorger und Dozent im Liebfrauenhof in Zug. Seit 1988 lebt und wirkt Bruder Raphael Grolimund im Kloster Wesemlin.

Mit dem roten «Mini» ein Gefühl der Freiheit erlebt

Einst, in den siebziger Jahren, fuhr sie einen roten «Mini». Das war für sie damals ein Statement für Freiheit und Unabhängigkeit. Davon hat sie sich so viel wie möglich bewahrt: Rita Egle-Frey, 94. Auto fährt sie seit zwölf Jahren nicht mehr, das Einkaufswägelchen genügt, um ihre Einkäufe zu machen. Ein Ritual im Alltag der zierlichen Frau, die seit über 30 Jahren verwitwet ist.

Sie empfängt uns in der grosszügigen 2½-Zimmer-Wohnung an der Unterlöchlistrasse, die sie vor zwölf Jahren bezogen hat. Naturnah und doch in Stadtnähe, «ein bisschen wie auf dem Land», findet sie. Zwar fehlt der Blick in die Weite, den sie früher im Oberhof-Quartier in Emmenbrücke hatte. Jetzt geht ein Blick auf eine Wiese, der andere auf das Wäldchen nebenan. «Dank dem Hörgerät kann ich den Vögeln lauschen.» Seit einer Rückenoperation muss sie vorsichtig sein beim Gehen: «So eine OP verändert das Leben. Aber ich brauche täglich Bewegung», sagt sie. Zweimal in der Woche geht sie auswärts essen, zuhause ernährt sie sich bescheiden mit einer Omelette oder einer Suppe. Die ehemals 159 cm grosse Rita Egle ist wegen OP und Osteoporose einige Zentimeter kleiner geworden, was ihr gar nicht gefällt. «Gross war ich zwar nie, beim Ausgehen mit dem Mann trug ich jeweils Stöckelschuhe.»

Eine offene katholische Erziehung

Aufgewachsen ist Rita Egle-Frey in Schötz im Luzerner Hinterland. Der Vater arbeitete von der Lehre bis zur Pensionierung in der Maschinenfabrik Brun in Nebikon als Einkaufschef. Fünf Kinder waren sie, Rita die Zweitgeborene. Der älteste Bruder ist 96. Die Familie war katholisch und liberal. Dass man die Informationen aus dem «Tagblatt» und nicht aus dem katholisch-konservativen «Vaterland» bezog, sah der Pfarrer nicht gern.

Den offenen Geist hat Rita Egle bis heute bewahrt. Das zeigt sich auch im Gespräch, in der Lust am Erzählen. Geschichte um Geschichte kramt sie aus ihren Erinnerungen hervor. Zum Beispiel jene an den Vater, der dem Pfarrer in der Kirche lauthals kundtat, er wolle Gottes Wort hören und nicht politische Meinungen. So wechseln sich Erinnerungen, Anekdoten und Geschichten ab. «Jetzt bin ich abgeschweift», sagt die agile Mutter von zwei Söhnen und zwei Enkeln ab und zu entschuldigend.



Die junge Rita liebte zwar Schötz und ihre Familie, und doch zog es sie schon früh weg. Nach der Sekundarschule und einem Welschlandjahr im Institut Sacré-Cœur in Estavayer-le-Lac bewarb sie sich für eine Lehrstelle bei der Post. Sie mochte schon damals den Kontakt mit Menschen. In Freiburg und Lausanne absolvierte sie die zweijährige Ausbildung. «Eigentlich wäre ich danach gerne in die Innerschweiz zurückgekehrt, doch da ich in einem andern Postkreis war, wurde ich nicht berücksichtigt.» Nach Einsätzen im Freiburgischen und einem Abstecher ins Wallis klappte es dann doch noch mit der Stelle in Luzern, sie erhielt einen Vertrag o. b. D., ohne besonderen Dienstort. Mit 22, 1953, reiste das «Postschalter-Fräulein» Frey mit einer Freundin in die Ferien nach Tunesien. «Wir informierten die Eltern erst, als wir die Schifffahrt gebucht hatten.» Es war eine eindrückliche Begegnung mit einer anderen Welt. Und wieder werden Geschichten wach: Wie sich Rita weigerte, für den Kamelritt einen Rock anzuziehen. Sie setzte sich auch dort durch und trug weite Hosen. Eigenwilligkeit gepaart mit Neugier, dazu eine Portion Unerschrockenheit: das zeichnet Rita Egle heute noch aus.

Im Sozialbereich engagiert

Nicht Tunis wurde dann ein entscheidender Wendepunkt, sondern Emmenbrücke. Als Postangestellte gefiel sie dem acht Jahre älteren Postkassenwart Franz Egle, der später mit dem Schwager ein eigenes Kran- und Baumaschinenunternehmen gründete. Am Arbeitsplatz hinter dem Schalter ging man damals noch förmlich um miteinander, Duzen war nicht Usus. An einem Bunten Abend kam man sich dann trotzdem näher. Doch die eigentliche «Kupplerin» war Franz Egles Mutter. Diese führte als Witwe den Kiosk am Seetalplatz, wo Rita öfter mal vorbeiging – ohne zu wissen, dass die Kioskfrau Franz' Mutter ist. Bei einer Nachtessenseinladung löste sich das schliesslich auf. Zweieinhalb Jahre später wurde geheiratet. «Ich hätte gerne weitergearbeitet, doch es hiess von oben, dass ich einem Familienvater die Arbeit wegnehmen würde.»

Rita Egle bekam zwei Söhne, wurde eine glückliche Familienfrau. Und sie engagierte sich bis ins hohe Alter im Sozialbereich. In der Doposcuola begleitete sie Kinder meist ausländischer Arbeiter bei den Hausaufgaben. Später hütete sie regelmässig die eigenen Enkel, machte Taxifahrten für das Rote Kreuz.

iPad und Handy gehören zum Alltag

Auch die vielen Reisen mit ihrem Mann sind ein grosser Erinnerungsschatz. Japan, China, Russland, Usbekistan und viele Jahre Ibiza, wo sie ein kleines Steinhaus besaßen, gehörten zu den Reisezielen. Jetzt, im hohen Alter, pflegt die Weitgereiste immer noch intensiv Freundschaften, obwohl der Kreis immer kleiner wird. Bei den «Sonntagsfrauen», mit denen sie regelmässig aufs Schiff geht, ist sie jetzt die Älteste. Sie schätzt die Nähe zur Familie und das freundschaftliche Ambiente in der Überbauung. Für die Kinder im Haus ist sie die Rita. Bei der Pro Senectute hat sie nicht nur neue Menschen kennengelernt, sondern geübt, mit dem iPad umzugehen. «Google brauche ich nicht, aber ich maile viel.» Noch vor dem Frühstück geht sie im Morgenrock zum Briefkasten, holt sich die «Luzerner Zeitung», auch die «Tagesschau» gehört zur Infoquelle, ebenso «10 vor 10» und manchmal noch der «Club». «Dann schlafe ich am Morgen halt einfach etwas länger», sagt sie. Abendliches Ausgehen ist seit der Operation nicht mehr möglich, aber die Filmvorführungen des Cinema Dolce Vita im stattkino lässt sie sich nicht entgehen. Zukunftspläne mache sie keine mehr: «Ich muss auch nicht hundert Jahre alt werden.»

Wir haben eine kleine Person mit grosser Persönlichkeit kennengelernt, der es nie langweilig war und die dankbar zurückschaut. Im «Maxi-Gedächtnis» dieser beeindruckenden Frau hat so unendlich viel Platz für Erinnerungen. Die Geschichte mit dem «Mini», in dem sie ab und zu mit ihren damaligen Freundinnen einen Wochenendausflug machte, ist nur eine davon.

Hans Beat Achermann (Text), Monique Wittwer (Fotos)



Rita Egle-Frey

geboren 1931 in Schötz. Nach der Sekundarschule und einem Welschlandjahr machte sie in Lausanne eine Lehre bei der Post. 1956 heiratete sie Franz Egle aus Emmenbrücke, bekam zwei Söhne und engagierte sich in verschiedenen sozialen Bereichen. Seit zwölf Jahren wohnt sie im Wesemlinquartier in der eigenen 2½-Zimmer-Wohnung. Sie ist zweifache Grossmutter.

Ein Porträtmaler findet in Luzern zwei grosse Lieben

So 20, 30 Jahre möchte er schon noch leben. Darum bittet er Gott jeden Tag. Es ist ein Gott jenseits von Kirche und Religionen, der den heute 81-jährigen Kunst- und Porträtmaler Adamo Pinarci auf seinen Reisen rund um die Welt begleitet und beschützt hat und der ihn womöglich – wer weiss das schon – vor über 40 Jahren in Luzern stranden liess. «Aus Versehen, denn ich bin am falschen Bahnhof ausgestiegen», sagt Pinarci heute.

Aber dann wäre er seiner grossen Liebe Marie-Thérèse Moser nicht begegnet, denn sie arbeitete damals bei Bucherer am Schwanenplatz. Sie beobachtete den schönen Mann, der nach Fremde und Abenteuer aussah, sprach ihn schliesslich an und bestellte bei ihm ein Porträt ihrer Mutter. Das Porträt kam zwar nie zustande. Adamo reiste weiter und hatte die Telefonnummer der jungen Luzernerin im Gepäck. Ein Wendepunkt im unsteten Alltag des Porträtmalers und ein Wendepunkt im geregelten Alltag von Marie-Thérèse – ein absoluter Match, würden wir heute sagen, denn die beiden teilten eine Leidenschaft: das Reisen.

Einer der letzten Porträtmaler

«Damals hat er mich beschützt. Jetzt beschütze ich ihn», sagt Marie-Thérèse heute. Adamo nickt und zwinkert seiner Frau zu. Wir sitzen im Atelier des Kunst- und Porträtmalers an der Haldenstrasse. Es ist ein grosser, heller Raum, ausgelegt mit einem Perserteppich und möbliert mit einer einladenden Sofaecke. An den Wänden stehen grossformatige Ölbilder. Viele davon zeigen Luzern, den See, die Berge. Denn Luzern ist Adamos zweite grosse Liebe: «Die schönste Stadt der Welt», sagt der Weitgereiste kurz und bündig.

Adamo Pinarci sitzt in seinem Lieblingsstuhl, aufrecht, aufmerksam. Er erzählt von seinem Alltag. Nur selten ist er noch als Porträtmaler draussen anzutreffen. Obwohl seine Hände jung und beweglich geblieben sind; obwohl er ein gutes Auge hat für sein Gegenüber, den Schwung der Kreiden übers Papier nach wie vor meisterhaft beherrscht, das Spiel mit Licht und Schatten auf einem Gesicht aus dem Effeff kennt und ein Meister des Small-Talks ist. «Wir sind wahrscheinlich noch zwei Porträtmaler in der Schweiz», schätzt er. Das Verschwinden seiner Kunstform nimmt Pinarci gelassen zur



Kenntnis. Wer sollte sich auch – im Zeitalter der Selfies – noch ein Konterfei mit See und Bergen im Hintergrund erstellen lassen?

Bis Mitte der 80er Jahre war Adamo Pinarci jahrelang als Kunst-Vagabund durch die Welt gereist. «Richtig gereist», betont Pinarci. Er habe sich seinen Lebensunterhalt jeweils vor Ort verdient, sei oft – vor allem auch in den USA oder in Spanien – von Leuten nach Hause eingeladen worden. In einem Bildband aus den 70er Jahren über Strassenkunst sieht man den jungen Porträtkünstler in Venedig, lässig, in James-Dean-Pose, an einen Baumstamm gelehnt. Die lockigen schwarzen Haare, das gebräunte Gesicht, die weisse Künstlerbluse, Beine, die in kniehohen Stiefeln stecken... Es war eine ganz andere Welt, eine Welt, die es heute kaum mehr gebe, das weiss der Maler: «Heute würde ich wohl in den USA nicht mehr nach Hause eingeladen, sondern für einen illegalen Einwanderer aus Mexiko gehalten und fortgeschickt.»

Architektur-Diplom statt Armee-Karriere

Schon mit 16 zog es ihn, der in der Türkei geboren wurde, in die weite Welt hinaus. 100 Mark habe er dabeigehabt und seine Eltern, vor allem der Vater, seien «not amused» gewesen. Im Gegenteil. Sein Vater, der während des Zweiten Weltkriegs aus Italien in die Türkei ausgewandert war und in der türkischen Armee diente, hatte die klare Vorstellung, dass Sohn Adamo ebenfalls in der Armee Karriere machen sollte. Auch ein Ingenieur-Studium hätte den Vater zufriedengestellt. Erst als der Sohn dem Vater später sein Architektur-Diplom vorwies, das er an der Universität Venedig erworben hatte, sei der Vater einigermaßen zufrieden gewesen. «Ich schenke dir dein Leben. Von nun an mische ich mich nicht mehr ein», habe der Vater gesagt.

Wie kam Adamo Pinarci zu seiner Kunst oder umgekehrt? Als Kind hatte er überhaupt keinen Bezug zur Malerei. Im Haushalt Pinarci gab es keine Farbstifte und kein Zeichnungspapier. Es war ausgerechnet der Vater, der indirekt dazu beitrug, dass der Maler seine Berufung fand. Vater Pinarci und sein 10-jähriger Sohn machten in den 50er Jahren eine Reise nach Paris und schauten sich auch auf dem Montmartre um. Mit höchstem Interesse beobachtete der Bub die Künstler auf der «Place du Tertre» und erreichte schliesslich, dass er sich auch mal auf den Stuhl hinter die Staffelei setzen und versuchen konnte, ein Porträt zu malen. Von da an war er sozusagen «angefixt».

Tägliches Training für Körper und Geist

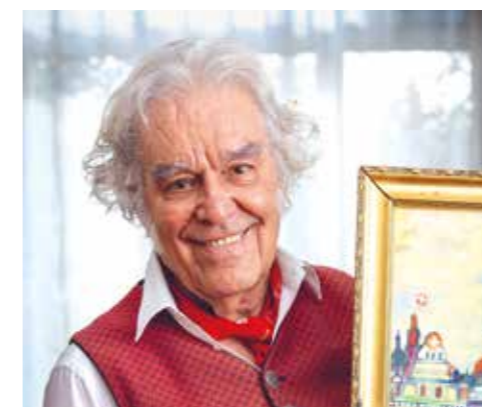
Nach Jahren der Freiheit auf der Strasse nun Luzern, Haldenstrasse. Seit 40 Jahren schon. Das Wichtigste sei gewesen, dass sie sich beide geliebt, vertraut und so ermöglicht hätten, ihren jeweils eigenen Weg zu gehen, sagt Marie-Thérèse Moser. «Andere Frauen wären vielleicht ab und zu eifersüchtig geworden oder hätten ausgerufen, ich nicht. Und er hat mir umgekehrt auch nie Vorschriften gemacht.»

Kommt hinzu, dass der ruhelose Kunstmaler in der Familie seiner Frau eine wirkliche Heimat gefunden hat. Schwiegervater und Schwiegersohn verstanden einander ausgezeichnet, so gut, dass Adamo den Schwiegervater «Papa» genannt hat – und nach dem Tod des Schwiegervaters dessen Grabstein selbst gestaltet hat.

Mit dem Altern hat Adamo Pinarci wenig Mühe. «Ich denke nicht ans Sterben, sondern ans Leben», sagt er. Er lebt darum sehr gesund, verzichtet neuerdings ganz auf den Weingenuss, stemmt täglich Gewichte, hält schon seit Jahren strenge Diät und geht oft spazieren. Dabei denke er an schöne Dinge. Er mochte es, mit Freunden zusammensitzen, zu erzählen und zu lachen. Der Freundeskreis sei allerdings geschrumpft, besonders seit Corona, seitdem das Ehepaar seine Tage zu Hause verbringt.

Was Pinarci in Sachen Alter beschäftigt, ist seine Vergesslichkeit. Täglich übt er, Lebensdaten grosser Künstlerinnen und Künstler zu memorieren. Die Ehefrau, 15 Jahre jünger, kann das nicht verstehen. Marie-Thérèse sei sehr humorvoll, könne aber auch «deutlich» werden, gesteht der Maler. «Nein, aber auch!», sage sie dann. Er verweist sie dann neuerdings darauf, dass er über 80 sei!

Yvonne Volken (Text), Monique Wittwer (Fotos)



Adamo Pinarci-Moser

geboren 1943 in der Türkei als Sohn eines Sizilianers und einer Russin. Mit 16 Jahren verliess er sein Zuhause und verdiente sich sein Leben als Porträtmaler auf der Strasse. In Luzern lernte er seine Ehefrau Marie-Thérèse kennen. 2002 liess sich Pinarci einbürgern. Das Ehepaar Pinarci lebt seit Jahren an der Luzerner Haldenstrasse.

«Ich möchte, dass es so weitergeht»

Von Lily Fischers Lebensbejahung möchte man sich ein Stück abschneiden. Die 93-jährige quirlige, humorvolle Frau antwortet auf die Frage nach der Zukunft: «Ich bin zufrieden mit meinem Leben und möchte, dass es so weitergeht.» Und was ist mit den Krankheiten, die sie in den vergangenen Jahren mehr als gepiesackt haben? «In meinem Alter gehören Beschwerden einfach dazu», sagt sie. Trotzdem, um die Selbstständigkeit zu erhalten, braucht Lily Fischer viel Disziplin und Durchhaltewillen. Sie geht regelmäßig zum Fitnesstraining – «Ich bin dort die Älteste!» –, trainiert Muskeln und Gleichgewichtssinn. Darum sei sie sogar noch in der Lage, vom fünften Stock, wo sie wohnt, das Treppenhaus hinunterzugehen, ohne sich am Geländer halten zu müssen.

Freude am generationenübergreifenden Wohnen

Lily Fischer lebt in der abl-Genossenschaftssiedlung Himmelrich, allein in einer modernen kleinen Wohnung mit Balkon auf den Innenhof. Sie ist glücklich über ihre Wohnsituation. Ganz besonders gefällt ihr, dass in ihrem Wohnumfeld viele Familien mit Kindern leben. Der Kontakt zu den Nachbarinnen laufe denn auch oft über die Kinder, sagt sie. Es sei ihr sehr wichtig, dass sie generationengemischt leben könne: «In einem Haus voller Alterswohnungen hätte ich ein anderes Lebensgefühl», meint sie.

«Ich kann nichts wegwerfen», bekennt die kleine, freundliche Frau, als wir sie zuhause besuchen. Und das ist gut so, finden wir. Denn Lily Fischers Wohnung zeugt von ihren vielen Freundschaften, Begegnungen und Reisen, von der Liebe zu Menschen, Pflanzen und Tieren. Eine Wand im Schlafzimmer ist bebildert mit kleinformatischen Kunstwerken von bekannten Innerschweizer Künstlerinnen und Künstlern, wie z.B. von Hans und Annemarie von Matt. Auf dem Nachttisch steht eine Gipsskulptur von Rolf Brem. Im Wohnzimmer hängt ein Foto von Otto Pfeiffer mitten unter Familienfotos von früher. Darunter sind alte Puppen in romantischen Kleidern drapiert. Zu diesem verspielten Arrangement gehört auch Fifi, ein mit Stroh gestopfter Hund mit schielenden Augen. Fifi begleitet Lily Fischer immer an die Fasnacht. «Ja, ich bin eine begeisterte Fasnächtlerin und war es schon immer», gesteht sie. Sie sei nämlich an einem Güdismontag zur Welt gekommen. Das verpflichte natürlich.



Neue Horizonte in London

Allein leben im hohen Alter? Das ist für die 93-Jährige kein Problem. Sie schafft den Alltag mit wenig Unterstützung. Alle zwei Wochen kommt eine Reinigungsfrau vorbei. Auch für Notfälle ist vorgesorgt: Täglich trinkt Lily Fischer ihren Morgenkaffee im Café «Kaffeekranz». Dort meldet sie sich jeweils ab, falls sie andere Pläne hat, denn sonst sorgt sich das Personal und alarmiert Lily Fischers Sohn. Alban Fischer unterstützt die Selbstständigkeit der Mutter und ist zur Stelle, wenn komplexere Fragen auftauchen, z. B. aus der Welt der Digitalisierung.

Möglichst selbstständig wollte Lily Fischer immer schon sein. Sie wuchs an der Voltastrasse auf, in sehr bescheidenen Verhältnissen. Der Vater arbeitete als Billeteur beim Tram und hatte deshalb Beamtenstatus. Ein Privileg. Lily war ein gescheites, unerschrockenes und wildes Mädchen. Nach der Sekundarschule hätte sie gerne eine weiterführende Schule besucht. Doch die Eltern waren dagegen: «Du heiratest ja doch.» Ein Argument, mit dem sich die junge Lily nicht zähmen liess.

Sie absolvierte eine Handelsschule und machte sich mit 17 auf nach London, ganz naiv und noch nicht einmal aufgeklärt: «Die Mutter hat mir einen Fünfliber mitgegeben. Wie das gehe mit Mann und Frau, sage sie mir dann, wenn ich 20 sei.» Die wohlhabende Familie Burnand in London, die ursprünglich in der Westschweiz zu Hause war, habe ihr damals neue Horizonte eröffnet, habe sie mit Kunst, Literatur und dem kultivierten Leben vertraut gemacht, erzählt Fischer.

Kämpferin für die Rechte der Frau

Das Interesse an Kunst wurde denn auch eine Art Leitfaden in Lily Fischers Luzerner Leben. Sie heiratete, wurde Mutter eines Sohnes und unterstützte zur gleichen Zeit auch tatkräftig einige junge Künstler, z.B. den damals noch unbekanntem Rolf Brem und seine junge Familie. Sie half bei der Administration, half bei der Kinderbetreuung und übernahm mit ihrem Auto Transportdienste. «Ich wollte kein Geld dafür», betont Lily Fischer heute. Ihr Entgelt waren dann kleine Kunstwerke.

Wie ihr Ehemann Leo Fischer trat auch Lily der SP bei, engagierte sich vor allem im Kampf um Frauenrechte und freute sich darüber, als die Frauen endlich das Wahl- und Stimmrecht erhielten. Mit knapp 40 Jahren konnte sie selbst erstmals zur Urne gehen. 20 Jahre arbeitete Lily Fischer bei der Korporation Luzern als Stellvertreterin des Korporationsschreibers. Sie war dort lange die einzige Frau. Trotzdem setzte sie sich mit ihren Anliegen meistens durch: «Ich war eine Meisterin darin, meine eigenen Ideen einem der Männer unterzujubeln, so dass er meinte, er hätte selber die Idee gehabt.»

Späte Liebe

Mit 56 Jahren wurde Lily Fischer Witwe. Ihr Mann starb innerhalb von drei Monaten an Krebs. Es sei eine ganz schwierige Lebensphase gewesen, erinnert sie sich. Aber sie sei heute stolz auf ihre damalige Stärke: «Ich habe meinen Mann selber gepflegt und habe ihm schliesslich ermöglicht, zu Hause zu sterben.» Wenige Jahre zuvor erlebte auch Rolf Brem, inzwischen ein sehr bekannter Bildhauer, dasselbe Schicksal. Er verlor seine Frau an Krebs. So entwickelte sich aus der langjährigen Freundschaft eine enge Beziehung, die bis zum Tod des Künstlers 2014 dauerte.

Pläne? Hat Lily Fischer im hohen Alter noch Pläne? Ja, hat sie. Zum Beispiel hätte sie kürzlich gerne eine geführte Busreise nach Italien gemacht. Sie meldete sich bei einem Luzerner Busunternehmen an und erhielt zur Antwort, dass man sie nicht mitnehme. Sie sei zu alt und darum ein Risiko. «Dabei kann auch ein 60-Jähriger aus dem Bus stolpern und sich die Hüfte brechen!», ärgert sich Lily Fischer. Sie beschwerte sich und erhielt als Tipp, sie solle doch ein «Gschpänli» mitnehmen, das zu ihr schauen könne. «Gschpänli» – eine ungeheure Herablassung, fand die Reiselustige – und buchte darauf eine Einzelreise nach Arles. Es wurden schöne Tage in einem angenehmen Hotel – ohne Gschpänli.

Yvonne Volken (Text), Priska Ketterer (Fotos)



Lily Fischer

geboren 1932. Nach der Sekundarschule besuchte sie eine private Handelsschule. Mit 17 ging sie als Nanny nach London. Während 20 Jahren bei der Korporationsgemeinde Luzern angestellt. Mutter eines Sohnes, zwei Enkelkinder. Seit fast 40 Jahren verwitwet. 2014 starb auch ihr zweiter Lebensbegleiter, der Künstler Rolf Brem. Fischer lebt in einer Genossenschaftswohnung.

Ein Leben im Schatten des Reussbühler Kirchturms

«Ich bin wohl der Älteste und einer der Wenigen, der seit Geburt im Ortsteil Littau-Reussbühl wohnt. Ich bin eben nicht ganz 100», lacht Hans Koller-Bühlmann, 97, in seinem Zimmer im Staffelnhof und erzählt: «Ich war Mitglied der Planungskommission für dieses Haus und habe ihm 1976 bei einem Wettbewerb aufgrund der ehemaligen Liegenschaft Staffeln den Namen gegeben.» Er ist zufrieden mit seiner Lebenssituation: «Es geht mir gut, ich vermisse nichts. Zwar ist es nicht mehr dasselbe wie früher. Doch kann ich nicht klagen, wenn ich an alle die Menschen in diesem Haus denke, die bettlägerig sind.» Bis zu seinem Sturz im Frühling 2023 wohnte Hans Koller im eigenen Haus auf der Heiterweid. «Nach einem Spitalaufenthalt kam ich am 30. April in ein Ferienbett im Eichhof, bis hier ein Platz frei wurde», sagt er nach einem Blick in seine Agenda. Wie alt ich mich fühle? «Über diese Frage habe ich noch nie nachgedacht, auf jeden Fall nicht hochaltrig, in keiner Art und Weise. Es stimmt noch im Kopf, und ich bin weitgehend selbstständig. Natürlich bin ich nicht mehr so aktiv und schnell wie früher.» Er zeigt auf das Plakat vom Matterhorn an der Wand und berichtet von seinen Kletter-, Ski- und Bergtouren in den Walliser und Bündner Bergen und in der Zentralschweiz. «Manchmal sind wir frühmorgens zuhause aufgebrochen und auf den Pilatus hinauf- und wieder hinabgestiegen. Dazwischen haben wir in der Klimsen-Kapelle den Gottesdienst besucht.»

Einfaches Leben, gefüllt mit Arbeit

Die Erinnerungen muss er etwas weiter hervorholen, doch ist alles noch da. Er erzählt von der einfachen und glücklichen Kindheit und Jugend mit drei Schwestern, von denen Maria Koller (95) und Martha Meierhans-Koller (93) noch leben. «45 Franken kostete damals die Heimgeburts plus Wochenbettspflege inklusive einem Franken für Vaseline. Die Quittung habe ich heute noch.» Die Familie wohnte im Helgenzöpfli, dem markanten Haus neben der Kirchentreppe in Reussbühl. Rückblickend erstaunt es ihn, dass er schon in den Dreissigerjahren bei einer Baldeggerschwester den Kindergarten besuchen konnte, für den Besuch der dritten Sekundarklasse jedoch nach Gerliswil fahren musste. Das KV absolvierte er bei der Büromöbelfabrik Zemp, einem Kollegen des Vaters. «Mit dem Anschreiben von Dienstbüchlein für Littau und Reussbühl habe ich meinem Vater, der Sektionschef war, sehr viel Zeit geopfert. Doch war der Zusatzverdienst für ihn als Obermeister in

der Spinnerei Schappe höchst willkommen», berichtet Hans Koller. 44 Jahre arbeitete er bei der Firma Herzog-Elmiger AG, wo er bis zum Vizedirektor aufstieg. «Manchmal denke ich, dass ich mit besseren Bildungsmöglichkeiten und einem Stellenwechsel mehr hätte erreichen können», meint er nachdenklich.

Viel ehrenamtliches Engagement

Viele seiner Kollegen sind bereits gestorben. Doch vermisst er vor allem seine Frau Marily Koller-Bühlmann, mit der er von 1959 bis zu ihrem Tod 2014 verheiratet war. Mit dem Blick auf ihr Foto auf dem Schreibtisch ärgert er sich noch heute über den tyrannischen Schwiegervater, gegen den er sich nicht durchsetzen konnte. Er bedauert vor allem, dass er nicht mehr schießen gehen kann, war er doch ein leidenschaftlicher Pistolenschütze. Doch meint er pragmatisch: «Ich muss mich damit abfinden, dass vieles nicht mehr möglich ist. Das ist der Lauf des Lebens.» Er zählt seine früheren nebenberuflichen Tätigkeiten auf: Kommandant der Feuerwehr, Präsident der Schützengesellschaft, Präsident des Aufsichtsrats der Raiffeisenbank, Kirchenratsschreiber, Einwohnerrat Reussbühl-Littau während zwölf Jahren. «Als Mitglied der Finanzkommission konnte ich durch die Einführung eines neuen Rechnungssystems einiges bewirken. Ja, und 1977/78 war ich Präsident während der 800-Jahr-Feier», hält er mit Genugtuung fest. Der Sonntag jedoch habe der Familie mit den drei Töchtern und dem Sohn gehört. «Meistens», fügt er hinzu und fährt fort: «Nach der Pensionierung habe ich mich 25 Jahre für das Aktive Alter Reussbühl-Littau eingesetzt und zahlreichen Menschen bei der Buchhaltung geholfen sowie die Senioren-Drehscheibe aufgebaut und geleitet.»

Dankbar und zufrieden

Nach den Erinnerungen an sein aktives Leben erzählt Hans Koller von seinem Alltag im Staffelnhof. Gegen acht Uhr steht er auf, wäscht sich und geht zum Morgenessen auf der Etage. Unterstützung brauche er einzig beim Anziehen der Kompressionsstrümpfe. Danach liest er die «Luzerner Zeitung», falls sie schon da ist, und legt sich vor dem Mittagessen wieder hin. Sein Tischpartner im Essraum sei nicht sehr gesprächig. Viele Bewohnerinnen und Bewohner seien abgebaut, es gebe wenige, mit denen er noch reden könne. Es stört ihn nicht: «Man kann im Leben nicht alles beeinflussen, c'est la vie.» Wichtig ist ihm hingegen sein tägliches Ritual: Jeweils gegen 16 Uhr trinkt er in der Cafeteria sein Zweierli Weisswein, meistens allein.

Nach wie vor am Weltgeschehen interessiert, schaut er nach dem Nachtessen die Tagesschau und je nach Programm auch eine weitere Sendung. «Vor allem an Geschichte habe ich Interesse, sie war lange mein Hobby»,

lacht er. So gilt Hans Koller in Reussbühl als wandelndes Lexikon. Mit seinem Hinschied wird sehr viel Wissen verloren gehen. Er erzählt einige Beispiele inklusive Daten aus seinem reichen Fundus an Lokalgeschichte. Auch nach der Fusion mit Luzern fühlt er sich als Reussbühler und meint: «Wir sind doch für die Stadt eh das fünfte Rad am Wagen.» Aber er kümmert sich nicht mehr wie früher um die Politik und freut sich, dass es ihm weiterhin gut geht. Abwechslung bringen die Besuche der Kinder und Enkelkinder, von Verwandten und Bekannten. Weiterhin ist er zuversichtlich und beginnt jeden Morgen mit positiven Gedanken, die ihn durch den Tag begleiten. Pläne und Wünsche hat er keine mehr und meint auf die entsprechende Frage: «Ausser vielleicht eine lustige Beerdigung, diese ist ja absehbar. Es ist der Lauf der Zeit. Ich konnte mein langes Leben mit viel Arbeit in Frieden und Sicherheit verbringen, bin dankbar und zufrieden.»

Monika Fischer (Text), Priska Ketterer (Fotos)



Hans Koller-Bühlmann
geboren 1927. Kaufmann und Vizedirektor, ehemaliger Einwohnerrat von Littau-Reussbühl. Viele ehrenamtliche Engagements. Verheiratet mit Marily Koller-Bühlmann bis zu deren Tod 2014. Wohnhaft im Pflegeheim Viva Luzern Staffelnhof in Reussbühl.

«Ich weiss nicht, wie man sich mit 92 fühlen sollte»

Der Lift führt direkt auf die Dachterrasse. Der Blick schweift über den Bireggwald in die Innerschweizer Berge, hinüber an den Hang des Sonnenbergs und auf das Häusermeer der Stadt. Pflanzen und Büsche gedeihen auf der Dachterrasse von Rita Maeder, zu der auch ein Pool gehört. Hier oben spürt man die Natur und das Wetter. Trotzdem ist die Geborgenheit der Wohnung nah. Ein starker Platz, um alt zu werden. Vorausgesetzt, das Glück der Gesundheit ist einem hold. Rita Maeder kann nicht klagen. «Ich nehme nichts Beschwerliches wahr. Ich weiss manchmal gar nicht, ob ich so alt bin, wie man sich mit 92 Jahren fühlen sollte.»

Die Überbauung mit der Attika-Wohnung, in der uns Rita Maeder empfängt, hat ihr Mann 1966 konzipiert. Ferdinand Maeder war Architekt und ist im Alter von 53 Jahren unerwartet gestorben. Das jüngste ihrer vier Kinder war damals acht Jahre alt. Es muss eine abrupte Zäsur gewesen sein. Rita Maeder verliert nicht viele Worte darüber. Sie war gefordert, das Leben ging weiter, ihre acht Grosskinder sind das beste Zeugnis dafür. Die Familie ist bis heute eine wichtige Konstante ihres Alltags. «Wie die meisten Menschen sind auch sie eingespannt und haben ihre Aufgaben. Aber sie sind da, wenn ich etwas brauche.» Sie ist dankbar, dass sie bis jetzt so autonom ihr Leben gestalten konnte. Als einziges Leiden habe sie hie und da ein Vorhofflimmern. «Aus diesem Grund muss ich Betablocker einnehmen. Sie bremsen mich, wenn ich obsi gehe.»

Tante eines Olympiasiegers

Noch heute wäre Rita Maeder am liebsten in den hochalpinen Regionen unterwegs. Inmitten von Gestein und Felsen, Schnee und Gletscher, weit oberhalb der «Chärbele-Region», wie sie in ihrer Familie zu sagen pflegten. Ihre Augen leuchten. «Dort oben ist es mir wohl.» Kein Wunder: Sie stammt aus dem Haus Kempf Sport in Luzern. Dank Hippolyt Kempf, der 1988 in Calgary als Nordisch-Kombinierer Gold für die Schweiz holte, sei sie immerhin die Tante eines Olympiasiegers geworden, witzelt sie beim Kaffeetrinken. Die Naturverbundenheit hat sie von ihrem Grossvater geerbt. «Er hat uns auf Wanderungen und Skitouren mitgenommen. Die Skiferien verbrachten wir im Hoch-Ybrig. Es gab noch keine Lifte, wir machten alles zu Fuss.»



In den späteren Jahren lernte Rita Maeder auf Trekkingtouren Nepal, Ladakh, Peru und Tadschikistan kennen. Überhaupt ist sie viel und gerne gereist und hat die Welt kennengelernt, bevor der Massentourismus aufkam. Ende der 1950er Jahre fuhr sie im Zug zwei Monate durch das damalige Ceylon und Indien bis nach Nepal. «In jüngster Zeit war ich mehrmals bei meinem Sohn in New York zum Kinderhüten. Jeden Tag an der Metropolitan Opera vorbei zum Central Park, um mit den schwarzen Nannies auf den Spielplätzen Zeit zu verbringen. Ach, so schön!»

Kulturinteressierte Menschen haben Rita Maeder in den letzten Jahrzehnten mit grosser Wahrscheinlichkeit schon auf einer Bühne erlebt. Noch vor drei Jahren spielte sie einen Soldaten im Shakespeare-Stück «Viel Lärm um nichts» auf Tribtschen. Schon als Mädchen wollte sie Schauspielerin werden, was aber im konservativen Milieu der frühen 1950er Jahre «wenig Ehrbares», um nicht zu sagen etwas Anrühiges hatte. Also entschied sie sich für das Nächstliegende und liess sich in Zürich zur «Rhythmisch-musikalischen Erzieherin» ausbilden. Das wurde fortan ihr Beruf, den sie freischaffend, aber auch in der Lehrerfortbildung oder in der Hebammenschule ausüben konnte. Andererseits konnte sie mit dieser Tätigkeit ihren Bühnenausdruck verfeinern.

Butoh-Tanz mit 70

Während Jahrzehnten engagierte sich Rita Maeder bei den Luzerner Spielleuten. Mit «Gitzgäbali» machte sie Kabarett. Sie spielte in Produktionen des Tropfstei Ruswil, des Somehuus Sursee oder der Rathausbühne Willisau und war Mitglied des Luzerner Frauentheaters «Emazonen». Als charismatische «Edel-Statistin» (Lisa Bachmann), die selbst in kleineren Rollen mit Eigenheit zu brillieren wusste, war sie auch im Luzerner Theater eine gefragte Mitspielerin. «Ein Höhepunkt war mein Mitwirken in der Händel-Oper 'Rinaldo', bei der ich einen Magier spielen durfte.» Die Rolle erhielt sie, weil sie sich beim Casting wie ein Butoh-Tänzer bewegen konnte. Sie hatte sich in der Nacht zuvor mit einem Buch über Butoh-Tanz darauf vorbereitet. Sie lächelt: «Da war ich auch schon 70 Jahre alt.»

Rita Maeder unterstreicht ihre Aussagen gerne mit kraftvollen Gesten. Gleichzeitig ist sie eine feingliedrige Person mit einer zarten Ausstrahlung. Jede Woche leitet sie eine Frauengruppe, macht Körperarbeit mit ihnen. Es tut ihr gut, im Alltag eine Struktur zu haben. Den Montag nutzt sie für Vorbereitungen, am Dienstag kommt ihre Tochter zum Mittagessen, am Mittwoch ist Frauengruppe. «Am Donnerstag habe ich frei, das kann ich dann geniessen.» Jeden Samstag geht sie auf den Markt. «Frisches Züügs ist gut, das schätze ich. Und ich freue mich, wenn ich auf dem Markt alte Bekannte vom Theater treffe.» Sie nutzt auch das Handy oder den Computer. «Aber da

beschränke ich mich auf das Nötigste. Wenn ich nicht mehr weiter weiss, erklären mir die Grosskinder, wie es geht.»

Die Sprache der Jungen ist ihr fremd

So unternehmungslustig sie im Kern geblieben ist, nimmt sie trotzdem wahr, wie sich das Alter sachte bemerkbar macht. «Es ist ein schleichender Prozess, und er hat auch überraschende Seiten.» Vieles, das einst bedeutsam war, sei nicht mehr so wichtig. Sie müsse nicht mehr überall mitmachen oder etwas gesehen haben. «Ich bin gelassener geworden.» Dass sie das Kulturmagazin 041 abbestellt habe, sei wohl ein weiteres Zeichen, dass sie alt geworden sei, meint sie mit einem Achselzucken. «Ich habe die Sprache der jungen Leute nicht mehr verstanden, wie sie sich ausdrücken, wie sie denken. Da habe ich den Anschluss verpasst.»

Zum hohen Alter gehört, dass vertraute Menschen wegsterben, Freunde und Bekannte immer weniger werden. Sie sei oft allein, aber das könne sie gut, ohne sich deswegen einsam zu fühlen, sagt Rita Maeder. Einzig die Wochenenden seien manchmal ein bisschen lang. Überhaupt musste sie realisieren: «In diesem Alter hat niemand auf dich gewartet. Du musst selber Initiative zeigen, jemanden einladen.» Als spontane Person erfahre sie oft, dass viele Leute nicht sofort reagieren könnten, dass sie keine Zeit hätten oder sich schwertäten, spontan etwas zu unternehmen.

Manchmal erschrickt sie selber darüber, wie alt sie geworden ist. 92. «Jesses, bin ich das?» Sie schmunzelt. Noch einmal über den Bernina fahren oder aufs Jungfrauojoch? Sie wäre sofort dabei.

Pirmin Bossart (Text), Monique Wittwer (Fotos)



Rita Maeder-Kempf

geboren 1932 in Luzern. Absolvierte in Zürich eine Ausbildung zur Rhythmisch-musikalischen Erzieherin. Sie war mit dem Architekten Ferdinand Maeder verheiratet, der 1980 im Alter von 53 Jahren starb. Die beiden hatten vier Kinder. Inzwischen sind noch acht Enkelkinder dazugekommen. Rita Maeder hat während Jahrzehnten als Schauspielerin in zahlreichen Theater-Produktionen das kulturelle Luzerner Leben bereichert.

«Ich vergesse oft, wie alt ich jetzt bin»

Zwischendurch muss sie aufstehen: der Rücken. Aber auch, um uns in der Küche mit der Maschine einen türkischen Kaffee zuzubereiten. Den serviert sie uns zusammen mit Lokum, türkischem Honig: süsse Würfelchen mit Mandeln gespickt. Die Türkei: Sie ist das Lebensthema der 86-jährigen Ute Birgi. Seit 1980 lebt sie zwar in Luzern, doch immer wieder besuchte sie die Türkei, in der sie vorher mit ihrem Mann Mustafa und zwei Kindern 17 Jahre lang gelebt hatte. Die Türkei-Kennerin und -Liebhaberin hat sich vor allem als Übersetzerin von rund 15 Büchern aus dem Türkischen ins Deutsche einen Namen gemacht. Auch zum Zeitpunkt unseres Besuchs wäre sie eigentlich wieder in Datça, einem kleinen Ferienort an der Ägäis. Dort verbrachte sie jeweils mehrere Wochen im Jahr in einer kleinen Pension. An einem Gartentisch ging sie ihrer Übersetzungstätigkeit nach. Doch dieses Jahr ging es nicht mehr. Nach zwei Tumor-Operationen hatten ihre Kräfte nachgelassen. Glücklicherweise brauchte sie anschliessend weder Chemotherapien noch Bestrahlungen.

«Das Alter gibt es nicht umsonst»

Statt nach Datça fuhr sie im Sommer mit ihrem Renault ins appenzelische Weissbad zur dreiwöchigen Kur in der Klinik im Hof. «Jetzt geht es mir wieder viel besser, ich habe wieder Energie.» Auch wenn sie jetzt nicht mehr übersetzt, Energie braucht sie für ihre täglichen Bewegungsübungen, für den Haushalt in der grossen 5½-Zimmer-Wohnung an der Schädritthalde, fürs Singen im Sankt-Martins-Chor Adligenswil. Doch davon später. Dreimal wöchentlich geht sie auf ärztliche Verordnung ins Medical Training in die nahegelegene Sonnmatt. «Ich bin gezwungen, mich immer zu bewegen», sagt sie. Schon der Tag beginnt mit dreiviertel Stunden auf der Matte. Dann bereitet sie warmes Wasser auf, gibt etwas Apfelessig dazu: Morgenmedizin. «Das Alter gibt es nicht umsonst», weiss sie jetzt aus Erfahrung. Da gehört halt nicht nur Honig dazu, sondern auch Saures. «Gottseidank vergesse ich oft, wie alt ich bin», sagt sie lachend. Ihre Rückenprobleme begannen schon früh und beeinflussten ihren Berufsweg. «Ich hatte eine Karriere als Geigerin geplant. Doch eine Rückenwirbelerkrankung verunmöglichte dies.» Ein Lehrer hatte ihr prophezeit: «Als Musikerin wirst du immer Schmerzen haben.» Musikerin wurde sie nicht, die Schmerzen blieben. Ab und zu setzt sie sich jetzt noch Kopfhörer auf und spielt ein bisschen auf dem Yamaha-Klavier.



Mit 57 Studium abgeschlossen

Geboren wurde Ute Birgi 1938 in Ostpreussen als Ute Knellessen. Als sie sechs Jahre alt war, verliess die Mutter mit ihren zwei Töchtern Allenstein, das heute Olsztyn heisst, Richtung Berlin. Es herrschte Krieg, die Russen rückten näher, der Vater war an der Front. Es folgten mehrere Stationen in Westdeutschland. Nach dem Abitur begann sie ein Sprachstudium, doch dann lernte sie den Türken Mustafa Birgi kennen, der in Stuttgart in Maschinenbau doktorierte. Mit ihm ging sie 1963 nach Istanbul, wurde Mutter eines Sohnes und einer Tochter. Nach drei Monaten sprach sie bereits so gut Türkisch, dass sie Vorlesungen an der Uni folgen konnte. Seither lebt sie in beiden Sprachen. Nach 17 Jahren am Bosphorus zog die Familie nach Luzern. Grund war die politische Lage in der Türkei. Mustafa Birgi hatte in Hergiswil in der Glasi eine Stelle gefunden, sein Geschäft in Istanbul aber behalten. Erst 1986, nach der Trennung von ihrem Mann, nahm Ute Birgi nochmals ein Studium in Angriff, und mit 57 schloss sie an der Uni Bern Vorderorientalische Philologie und Islamwissenschaften mit dem Lizentiat ab. Ihr Sohn Mehmet war gleichzeitig mit der Mutter an der Uni immatrikuliert.

Die Kinder waren ausgezogen, sie hatte jetzt Zeit für ihre Übersetzungen. Ihre kulturelle Vermittlungsarbeit wurde 2017 mit einem Anerkennungspreis der Stadt Luzern ausgezeichnet. Die Arbeit mit und an der Sprache kann sie auch jetzt noch nicht ganz lassen. Zurzeit lektoriert sie eine wissenschaftliche Arbeit eines Zürcher Professors, der das Werk des von ihr übersetzten zeitgenössischen türkischen Autors Ahmet Altan mit dem des römischen Philosophen Boethius in Beziehung setzt.

«Ich möchte so lange wie möglich autark leben»

Neben der Sprache ist es vor allem die Musik, die Ute Birgi ein Leben lang begleitet hat: Sie war bei der Gründung der Matthäus-Kantorei dabei, davor sang sie viele Jahre im Studiochor von Stephen Smith, und jetzt gerade probt sie für ein Konzert des Sankt-Martins-Chors. Ein weltliches Programm mit Werken von Debussy, Ravel, Brahms und andern steht auf dem Programm. Einmal in der Woche, immer donnerstags, geht sie nach Adligenswil ins Schulhaus zur Probe. «Die Alt-Stimme ist nicht gross alt geworden. Vielleicht ist das Volumen inzwischen kleiner», stellt sie fest. Während der Proben darf sie sitzen. Und wenn sie mal eine Probe auslassen muss, so übt sie zuhause. Verzichten muss sie immer öfter auch auf Abendveranstaltungen, auf Konzerte oder Lesungen, denn neben der Musik ist es die Literatur, der ihre kulturelle Liebe gehört. So verbringt sie die Abende immer öfter lesend im Ohrensessel, der ihrer Mutter gehört hatte. Auch das «Blutbuch» von Kim de L'Horizon hat sie gelesen: «Ein sehr interessanter, sprachmächtiger und gescheiter Autor», findet sie.

Aus der Wohnung wegzuziehen ist für Ute Birgi kein Thema. «Ich möchte autark leben, solange es geht», und dazu gehört nach wie vor ihr Auto, mit dem sie zur Probe nach Adligenswil und ins Würzenbach für die Einkäufe fährt. Ganz ohne fremde Hilfe geht es aber nicht: Einmal die Woche kommt eine tüchtige Kroatian, die ihr längst zur Freundin geworden ist, und sorgt für Sauberkeit in der Wohnung, zu der auch eine grosse Terrasse mit vielen Topfpflanzen gehört. Ein Bluthorn leuchtet gerade rot durch die Fensterscheibe, die Hortensien haben an diesem Oktobertag noch immer Blüten. Am Tag zuvor konnte Ute Birgi sich nochmals im Liegestuhl an der Sonne entspannen.

Auf ihre Zukunftspläne angesprochen, antwortet die gepflegte 86-Jährige ganz pragmatisch: «Ich möchte endlich die Wohnung sanft und altersgerecht renovieren.» Im grossen Arbeitszimmer hat sie begonnen aufzuräumen, da sie dort wieder ihr Schlafzimmer einrichten möchte. Mit der kleinen Zimmerzöglete ist bereits der Anfang gemacht. Und dann ist da immer noch die Hoffnung, nächstes Jahr an die türkische Mittelmeerküste zurückzukehren, in die zweite Heimat, dorthin wo die Sprache gesprochen wird, mit der sie sich jahrzehntelang beschäftigt hat.

Hans Beat Achermann (Text), Priska Ketterer (Fotos)



Ute Birgi-Knellessen

geboren 1938 in Allenstein (Ostpreussen), das heute Olsztyn heisst und in Polen liegt. Abitur und abgebrochenes Sprachstudium. Heirat mit Mustafa Birgi. 1963 Umzug nach Istanbul. Mutter eines Sohnes und einer Tochter. Nach 17 Jahren Übersiedlung in die Schweiz. Studium an der Uni Bern und danach freischaffende Übersetzerin. Lebt in einer Eigentumswohnung an der Schädritthalde.

Verwurzelt inmitten von vielen Veränderungen

Vom Ort, wo er 1938 geboren wurde, bis zur modernen Wohnsiedlung, wo sich der 86-Jährige heute zuhause fühlt, sind es schätzungsweise 150 Schritte. Der Lebensradius, in dem sich Josef Fries bewegte, scheint klein und umfasst das Zentrum von Littau Dorf. Die Kirche, die Dorfbeiz «Ochsen» und das Schulhaus gibt es noch. Aber sonst? «Ja, alles hat sich hier verändert. Alles ist überbaut», stellt Josef Fries gelassen fest. Doch wegzuziehen aus Littau war für ihn nie ein Thema. «Er hat einfach auch gefühlsmässig eine starke Verwurzelung gespürt. Er wäre unglücklich gewesen, wenn wir Littau aufgegeben hätten», sagt seine Frau Heidi, die vier Jahre jünger ist als ihr Mann.

Wir sitzen zusammen am grossen Tisch im Wohnraum der hellen, modernen Wohnung im Neuhushof und Josef Fries lässt sein langes Leben vorbeiziehen: Gemeindeangestellter, Filialleiter einer Bank, Politiker, Vereinsmitglied – mit der Zeit habe er in Littau fast jeden und jede, auch viele neu Zugezogene, gekannt, erinnert er sich. Und es wird klar: Er war nie ein Nostalgiker, sondern ein weitsichtiger Pragmatiker, der sich für das Nötige und Machbare einsetzte in Littau, dem Dorf, das schnell zur Agglomerationsgemeinde wurde und seit 2010 ein Ortsteil der Stadt Luzern ist. Fries kannte sich in der politischen, wirtschaftlichen und bürokratischen «Mechanik» aus und nutzte seine Netzwerke und sein Wissen für seine nebenberuflichen Engagements: Er sass schon als 25-Jähriger für die Katholisch-Konservativen im Littauer Einwohnerrat, war 40 Jahre im Vorstand der Baugenossenschaft Matt, war Kirchenratspräsident und sang während 60 Jahren Bass im Kirchenchor.

Den 60.Hochzeitstag in Italien gefeiert

Ihr Mann sei damals oft von Montag- bis Donnerstagabend an Sitzungen gewesen, erinnert sich Heidi Fries: «Das war nicht immer ganz einfach.» Das Ehepaar Fries hat vier Kinder, drei Töchter und einen Sohn, die oft ohne ihren Vater auskommen mussten. Am Freitagabend habe ihr Mann dann versucht, ganz für seine Frau da zu sein und habe sie oft ausgeführt, manchmal auch zum Missfallen der Kinder, die nicht mitdurften. Geschadet habe die häufige Abwesenheit des Vaters der Familie nicht. Sie hätten auch heute noch ein sehr harmonisches und anregendes Familienleben, sagt Heidi Fries und



erzählt, wie alle zusammen, der Sohn und die drei Töchter, nach Italien gereist seien. Die Familie feierte dort ein Jubiläum, nämlich die Diamantene Hochzeit von Josef und Heidy Fries. «Und jetzt, was kommt als nächstes?», witzeln die beiden Eheleute: «Kommt jetzt zuerst die Eiserne, die Steinerne oder die Gnadenhochzeit?».

Vor über 20 Jahren wurde Josef Fries pensioniert. Zeit, sich zurückzulehnen? Zeit, um mehr Zeit mit seiner Frau zu verbringen? «Das wäre nicht gut gekommen», sagt das Ehepaar wie aus einem Mund. Und so übernahm Josef Fries sogleich ein neues Engagement. Er stellte die bis dahin lose organisierte Vereinigung Aktives Alter Littau neu auf, machte daraus einen Verein und wurde der erste Präsident. Nach 19 Jahren, an der Hauptversammlung im Frühjahr 2024, übergab er das Amt an seinen Nachfolger. Auch der Stadtpräsident war bei der Stabsübergabe dabei. Beat Züsli staunte über die grosse Anzahl der Teilnehmenden. Er lobte die Organisation und die Vielfalt der Anlässe. «Solche Seniorenorganisationen gibt es in Luzern nur im Stadtteil Littau/Reussbühl», wird Züsli auf der Webseite des Vereins zitiert.

Engagement für mehr Alterswohnungen

Zweifellos, Josef Fries hat in Littau vieles mitangestossen, vorwärtsgebracht und mitgetragen. Worauf ist er selber denn besonders stolz? Er zeigt auf zwei Wohnhäuser in der Nachbarschaft. Dort wurden vor wenigen Jahren 26 Mietwohnungen gebaut, die für betreutes Wohnen im Alter konzipiert sind, und es gibt auch einen Spitex-Stützpunkt. Mit einer Petition hätten er und das Aktive Alter Littau seinerzeit einen Gestaltungsplan und einen Wettbewerb für das Areal Neuhushof verlangt, erzählt Fries. Es sollte sichergestellt werden, dass die Gemeinde den Neuhushof nicht planlos überbaute oder das wertvolle Land ganz verkaufte. Und Littau sollte endlich ein spezielles Wohnangebot für ältere Menschen erhalten. 500 Personen unterschrieben die Petition und «der Gemeinderat konnte nicht mehr anders...», stellt Fries zufrieden fest.

Und die Zukunft? Er empfinde sich selber nicht als alt oder als Mann im hohen Alter, sagt Josef Fries. Nur sein Namensgedächtnis habe nachgelassen und auch die Beweglichkeit. Auf lange Velotouren verzichtet der sportliche 86-Jährige inzwischen und das Autofahren werde er rechtzeitig sein lassen, hat er sich vorgenommen. Aber: «Hauptsache, wir bleiben gesund.» Das wünscht sich Josef Fries nicht nur für sich und seine Frau, sondern auch für die ganze Familie. «Denn das Schönste jetzt im Alter ist, dass wir und die Kinder es so gut und friedlich haben», bilanziert er.

Das Altersheim ist kein rotes Tuch

Täglich schaut er sich die Todesanzeigen in der Zeitung an und sieht, wie viele Jahrgänger schon gehen mussten: «Dann denke ich manchmal, dass auch wir bald dran sein könnten.» Sie diskutierten auch darüber, was geschehen solle, wenn eines von ihnen beiden pflegebedürftig werde, ergänzt Heidy Fries. «Wenn es einmal so weit ist, sind wir froh, wenn sich jemand um uns kümmert. Und die Option, dass wir ins Altersheim ziehen müssen, wenn die Betreuung zu Hause zu schwierig wird, sehen wir pragmatisch. Das Altersheim ist für uns kein rotes Tuch.»

Vorläufig aber scheint der Heimeintritt noch weit weg. Besonders an diesem wolkenverhangenen Nachmittag, wo nach unserem Interview beim Ehepaar Fries die Planung der nächsten Aktivität ansteht. «Spazieren am Donnerstag» heisst die Programmreihe des Aktiven Alters Littau, die wöchentlich von einem kleinen Team organisiert wird. «Treffpunkt 9 Uhr Vicino, Fanghöfli 4. Tour: Bennenegg–Vogelmoos–Rundgang im Schachenwald und am Emmenufer», so die Route dieses Mal, «Kontaktperson: Josef Fries».

Yvonne Volken (Text), Priska Ketterer (Fotos)



Josef Fries-Steffen

geboren 1938 in Littau. Nach einer KV-Lehre Anstellung in der Staatsbuchhaltung des Kantons Luzern, später Chef des Steueramtes Littau und danach bis zu seiner Pensionierung Geschäftsstellenleiter der Luzerner Landbank in Littau. Engagement in zahlreichen Projekten für seine Heimatgemeinde. Seit über 60 Jahren mit Heidy Fries-Steffen verheiratet. Das Paar hat vier erwachsene Kinder und fünf Enkelkinder.



Verena Baumgartner

«Ich entdecke jeden Tag noch etwas Neues»

In der Wohnung von Verena Baumgartner in der Luzerner Neustadt könnte man vor lauter Hingucken glatt verlorengelassen werden. Hunderte von flauschigen Stoff-Teddybären empfangen uns im Korridor. In den Wohnräumen hängen Dutzende von Bildern an den Wänden. Viele haben Verena Baumgartner und ihr Mann selber gemalt. Auf Gestellen und Tischen stehen Figuren und Objekte. Bücher liegen auf dem Tisch. Es ist ein buntes Reich, in dem es sich die alleinstehende Frau gemütlich eingerichtet hat. «Ich wohne seit 40 Jahren hier. Mein Mann ist 1993 gestorben.» Schelmisch fügt sie an: «Seitdem bin ich hier alleine Herr und Meister.»

Pragmatisch und humorvoll

Die Frau steht aufrecht am Rollator, als sie uns an der Türe empfängt. Sie ist froh um die Gehhilfe. Ansonsten hat sie im Alter von 92 Jahren keine Beschwerden. «Es tut mir nichts weh. Eigentlich fühle ich mich kerngesund.» Eigentlich? Ach, der Arzt habe vor einiger Zeit festgestellt, dass ihr Herz schwächer geworden sei, meint sie. «Soll ich mir Sorgen machen? In diesem Alter doch nicht! Und ich spüre ja nichts. Wenn es Zeit ist, wachsen mir zwei Flügel, und ich gehe.» Der Pragmatismus von Verena Baumgartner kommt gerne mit einer Prise Humor. Die Frau hat gelernt, sich durchzuschlagen, Schicksalsschläge zu überwinden, Gegebenheiten zu akzeptieren, das Positive zu sehen. Wo andere herumplaudern, wirft sie oft nur wenige Sätze ein. Diese aber sitzen.

Verena Baumgartner ist in Aarburg aufgewachsen, mit einer vier Jahre älteren Schwester. Die Kindheit war eher schwierig. Manchmal habe die Mutter, wenn es ihr nicht gut ging, wochenlang nicht mehr geredet. «Das fand ich schlimm.» Ihr Vater war Rangiermeister im Bahnhof Olten. «Er hat mit mir geredet, wenn die Mutter es nicht konnte. Von ihm habe ich auch die Fröhlichkeit und die Liebe für alles Schöne bekommen. Dafür bin ich sehr dankbar.» Nachdem sie die Aufnahmeprüfung an die Bezirksschule geschafft hatte, fand ihr Vater, dass das Meitschi in der Fabrik arbeiten könne. Das wollte sie nicht. Verena Baumgartner suchte selber eine Lehrstelle und fand sie im Warenhaus Von Felbert in Olten. «Eigentlich hätte ich gerne in einem Hutgeschäft gearbeitet, aber das gab es in der Umgebung nicht.»

Erste Wohnung im Sentihof

Der Beruf der Verkäuferin behagte ihr. 1955 heiratete sie den Mann aus Luzern, den sie auf dem Weg zur Arbeit im Zug kennengelernt hatte. Er war Kaufmann. «Unsere erste Wohnung war im Sentihof, im Hochhaus, achter Stock.» In Luzern arbeitete sie als Verkäuferin im Bahnhof-Kiosk. «Ich machte das mit Leidenschaft. Wenn sich jeweils scharenweise Menschen um den Kiosk drängten, war ich glücklich. Am Abend wusste ich oft nicht mehr, welche Muttersprache ich hatte. Ich hörte Spanisch, Englisch, Italienisch, Portugiesisch, sprach selber ein paar Brocken.»

Diesen Rummel mitten im Leben hat Verena Baumgartner schon lange gegen ein beschaulicheres Leben eingetauscht. Sie vermisst nichts. «Ich bin gerne allein und geniesse es, meine Tage nach Lust und Laune zu verbringen.» Am Donnerstagmittag geht sie oft ins Vicino im Himmelrich, um eine Suppe zu essen. Engere Freundschaften haben sich noch nicht ergeben. «Es gibt halt Frauen und Frauen», meint sie trocken. «Und manchmal ist es mir einfach etwas zu langweilig.» Früher besuchte sie mit ihrem Mann regelmässig das Theater. «Wir hatten von Anfang an ein Abo. Erst letztes Jahr habe ich es abgegeben.» Immer mal wieder versuchte sie, Kolleginnen zu motivieren, mit ihr ins Theater zu gehen. «Eigentlich waren sie interessiert, aber dann hatten sie doch keine Zeit. Es war einfach immer etwas kompliziert. So ist es mir verleidet. Da bin ich lieber alleine.»

Farbige Strümpfe und dunkelgrüne Nägel

Im Alltag wird Verena Baumgartner von einer Haushalthilfe unterstützt, die beim Aufräumen und Reinigen Hand anlegt. Sie schmunzelt. «Ich sehe alles, was sie gemacht oder eben nicht gemacht hat.» Jeden Tag kommt die Spitex vorbei und hilft ihr, die Kompressionsstrümpfe zu wechseln. Auch hier legt sie Wert auf einen eigenen Stil. «Ich trage farbige Strümpfe und nicht diese weissen oder beigen, wie sie alle haben.» Ihre Nägel hat sie elegant dunkelgrün gestrichen, ein auffälliger Ring ziert ihre Finger. Sie trägt eine dezent gemusterte Bluse mit einem gelben Foulard. Je nach Laune setzt sie sich gerne einen Hut auf, wenn sie aus der Wohnung geht.

Manchmal müsse sie sich aufraffen, um nach draussen zu gehen, gesteht sie. «Vor allem bei schlechtem Wetter.» Ihre Tochter, mit der sie täglich telefoniert, ermahne sie, regelmässig einen kleinen Spaziergang zu machen. «Meistens gehorche ich ihr», sagt sie und lächelt. Lesen und Stricken gehören zu ihren Lieblingsbeschäftigungen. Jedes Jahr, meistens um die Weihnachtszeit, bringt sie einen Sack voll frisch gestrickter Socken in die Gassechuchi. «Alle freuen sich, wenn ich mit den Socken komme, und auch mir macht es Freude.»

Liebesromane sind ihr Süssholz

Auf dem Tisch liegt ein dickes Taschenbuch. «Ein Krimi, ganz gruusig», kommentiert sie. «Viele Leichen, viel Blut.» Ihr sei das recht, sagt sie. «Je mehr, desto besser.» Aber sie lese auch gerne Liebesromane. Neue Lektüre findet sie im Bücherschrank im Helvetiagärtli. Manchmal bringe ihre Tochter neues Süssholz vorbei. Süssholz? «Eben, Liebesromane.» An warmen Tagen spaziert sie gerne mit dem Rollator in den kleinen Park beim Himmelrich. Dort setzt sie sich auf ein Bänkli, eingedeckt mit einer Lismete, einem Buch und etwas zum Trinken. «Da fühle ich mich wohl. Oft schaue ich den Kindern zu, die sich dort aufhalten.» Sie staune, was die für Ideen hätten, wie sie miteinander spielten. «Die Kinder geraten nie aneinander. Das verwundert mich sehr.»

Es sind die kleinen Ereignisse ihres Alltags, denen Verena Baumgartners Aufmerksamkeit gilt. Vieles aus dem früheren Leben scheint nicht der Rede wert zu sein. Erst mit Nachfragen erfährt man, dass sie viel gereist ist. Mit ihrem Mann war sie in China, als das noch eine wenig besuchte Destination war. Bedauert sie, dass vieles nicht mehr möglich ist, was ihr früher Freude und Abwechslung bot? «Ach», sagt sie, «warum soll ich mir deswegen graue Haare wachsen lassen?». Klar würde sie gerne nochmals Paris sehen. Sie winkt ab. «Soll ich dem nachtrauern? Nein, das bringt gar nichts.» Verena Baumgartner arrangiert sich mit der Situation, wie sie ist. «Ich hatte Freude an den Reisen, an den Begegnungen. Ich habe es genossen. Jetzt ist es vorbei. Dafür gibt es anderes, auf das ich mich freuen kann. Ich entdecke jeden Tag wieder etwas Neues.»

Pirmin Bossart (Text), Monique Wittwer (Fotos)



Verena Baumgartner

geboren 1932, ist in Aarburg AG aufgewachsen. Gelernte Verkäuferin, arbeitete lange im Bahnhofkiosk Luzern. Heirat 1955, zwei Kinder. Mit ihrem Mann liess sie sich in Luzern nieder und gründete eine Familie. Ihr Mann und ihr Sohn sind früh gestorben, die Tochter lebt in Zürich. Sie lebt allein, aber mit Unterstützung in einer Wohnung im Neustadtquartier.

Hans «Jonny» Wiprächtiger

Nach dem «Mon Repos» in den Unruhestand

Der Blick über den See in die Berge ist umwerfend. Wiprächtiger wohnen in einem Hochhaus im Schönbühlquartier. 2020 sind sie von Kriens in die Stadt gezogen, von einem Haus in eine 4-Zimmer-Wohnung. Den Rasen mähen, die vielen Zimmer sauber halten, das alles ist Vergangenheit. Überhaupt bringe der Umzug viele Vorteile. «Hier sind wir rundum versorgt», sagt Hans Wiprächtiger und zählt auf: Apotheke, Einkaufsmöglichkeiten, Physio, Spitex, Busse vor der Haustür und sogar eine Beiz, die gut koche und älteren Menschen das Essen in die Wohnung bringe, wenn sie es wünschen. Das sei besser als im Altersheim.

Wiprächtiger heisst eigentlich Hans mit Vornamen. Doch die meisten nennen ihn Jonny. In seinem Pass stehen drei Namen. Jonny ist nicht dabei. Nach dem Hans folgen Eduard und Walter. Drei Onkel, drei Namen. Doch wie wurde aus Hans Jonny? «Meine Kollegen nannten mich bereits mit zehn Jahren so.» Jonny blieb.

Körper und Geist fit halten

«Sie müssen wahnsinnig Glück haben, dass sie alt werden und erst noch in einem guten Zustand.» Den Körper hält Hans Wiprächtiger in Schuss. Sein Rezept sind das Fitnessstudio und die Arbeit. Täglich nimmt er den Bus um 6.40 Uhr, fährt ins Studio, anschliessend geht es ins Café César am Quai und zwei-, dreimal die Woche, um kurz vor neun, auf den Zug nach Basel ins Anwaltsbüro, wo er immer noch arbeitet.

Hans Wiprächtiger hat eine lange und erfolgreiche Karriere hinter sich. Obergerichtsschreiber, Amtsrichter, Oberrichter und schliesslich Bundesrichter in Lausanne. Richter sein auf «Mon Repos» ist der Olymp einer juristischen Karriere. Mit der Pensionierung, im Alter von 68 und nach 22 Jahren auf dem Olymp, war Schluss. «Ich bin nicht gern gegangen», sagt Hans Wiprächtiger offen. Das Richteramt sei ein wunderbarer Beruf, weil man gestalten könne. Das sei im Anwaltsberuf anders. Und ja, man habe die Möglichkeiten und die Macht dazu. Insbesondere im Strafrecht habe er versucht, eine Linie einzubringen, die er für richtig halte. «Ich bin nach wie vor der Auffassung, dass hohe Strafen nichts bringen.» Eine Haltung, eine Überzeugung, die er unter anderem auf die frühere Zusammenarbeit am Obergericht



mit Franz Kurzmeyer, dem verstorbenen Luzerner Stadtpräsidenten, zurückführt. «Sein offener, liberaler Geist, seine Zugänglichkeit den Menschen gegenüber haben mich sehr geprägt.»

Hans Wiprächtiger behielt auch im hohen Amt die Bodenhaftung. Sein Einsatz für ein liberales Strafrecht äusserte er öffentlich und pointiert. Das kam nicht bei allen Kollegen gut an und trug ihm Kritik ein. Ein weiteres Anliegen, mit dem er auf wenig Gegenliebe stiess, war das Öffentlichkeitsprinzip. Er versuchte die Richterinnen und Richter davon zu überzeugen, mehr Einblick, mehr Transparenz in ihre Arbeit zu gewähren. «Damit kam ich nicht durch.» In den 22 Jahren am Bundesgericht habe er viel gearbeitet, aber auch viele Privilegien genossen. «Es war eine gute Zeit. Die Arbeit hervorragend, die Bibliothek mit Tausenden von Büchern grandios, die Gerichtsschreiberinnen und -schreiber klug und einfach fantastisch.» Er selber könne nicht einmal Maschine schreiben.

Das Glück, weiter arbeiten zu können

Alt? Nein, das fühle er sich nicht. Er sei zwar 81½, das «Halbe» betont er, doch er könnte genauso gut 50 sein oder 60. Einfach nicht 81½. Seine Erklärung? Arbeit. «Für mich war das berufliche Leben nach meiner Pensionierung nicht fertig.» Lehrer müssen mit 65 Jahren aufhören, ein Gipser hat vermutlich einen kaputten Rücken, bei Ärzten verteuert sich die Versicherung, wenn sie im Alter weiter operieren. Sein Anwaltspatent hingegen, erworben vor 55 Jahren, laufe einfach weiter. «Der Entscheid, in ein Anwaltsbüro in Basel einzusteigen, war das Allergescheiteste, was ich gemacht habe.» So könne er im Beruf, im Leben bleiben und die Juristerei immer wieder neu kennenlernen. «Ich habe so viel Glück gehabt in meinem Leben.» Und dann gebe es eben viele Menschen, die ein schwieriges Leben hätten, «Menschen, die einen Anwalt brauchen, keinen kriegen, weil sie ihn sich nicht leisten können». Denen hilft er bei Problemen mit dem Ausländerrecht, bei Verkehrsdelikten, dem Familienrecht oder seinem Spezialgebiet, dem Strafrecht. Inzwischen arbeitet Hans Wiprächtiger etwas weniger, bleibt nach dem Fitnesstraining und dem Kaffee im «César» öfter in Luzern.

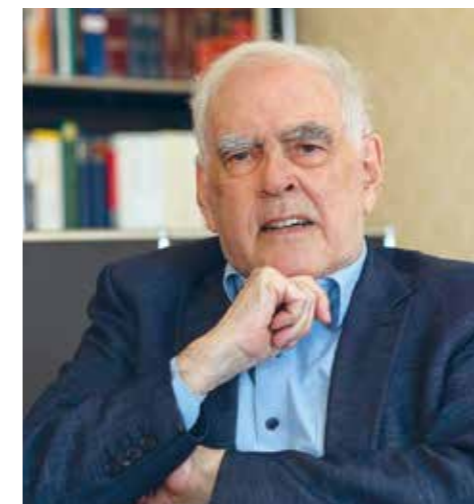
Reisen, lesen, schreiben

Ruhiger ist der Alltag der Wiprächtigers trotzdem nicht. «Wir reisen riesig viel und gern.» Früher waren sie mit den Buben unterwegs, heute reist er mit Yvonne, seiner Frau. «Es ist ein Glück, wenn man es gut zusammen hat.» China war ein häufiges Reiseziel. «Da war ich sicher 15 Mal.» Indien besuchten sie oft. Dass Wiprächtigers in der Welt viel unterwegs sind, ist nicht zu übersehen. Im Wohnzimmer steht ein alter Tempeldrache aus Kerala, auf den Möbeln kleine Gegenstände aus Burma, Thailand, Laos, Indien.

Eine Lampe aus Südkorea fällt auf, so gross, dass ihr die Lufthansa für den Transport einen eigenen Sitz im Flieger reservierte. Das nächste Reiseziel? Japan im Frühjahr 2025. Auf dem Beistelltisch stapeln sich bereits die Reiseführer. «Dieses Mal wollen wir Hokkaido entdecken. Ich hoffe einfach, dass die Gesundheit mitmacht.» Noch viel reisen ist Hans Wiprächtigers grosser Wunsch. Aber auch weiterarbeiten in der Advokatur. Im Beruf, der ihm Berufung ist und ihn im Leben bleiben lässt. Mit Sorge blickt er in europäische Länder wie die Slowakei oder Ungarn, wo die Demokratie zunehmend unter Druck gerät und mit ihr die unabhängige Justiz.

Lesen will er und juristische Kommentare schreiben. Zuhause übernimmt seine Frau Yvonne die Schreibarbeit, wie so vieles im Alltag, denn Maschine schreiben kann Jonny Wiprächtiger nach wie vor nicht. «Und den Namen Hans brauche ich nur noch, wenn ich ehrenvoll auftreten muss.» Und das ist immer seltener.

Barbara Stöckli (Text), Priska Ketterer (Fotos)



Hans «Jonny» Wiprächtiger
geboren 1943 in Luzern. Seine juristische Laufbahn begann im Justizdepartement in Luzern. 1975 wurde er in den Grossen Rat von Luzern (heute Kantonsrat) gewählt. War 22 Jahre lang Bundesrichter in Lausanne. Er ist Mitglied der Sozialdemokratischen Partei. Mit seiner Frau Yvonne ist er seit 1976 verheiratet, hat zwei Söhne und zwei Enkelkinder. Wiprächtigers wohnen in einer 4-Zimmer-Wohnung im Schönühlquartier.



Sieglinde Raeber-Sawitzki

Viel Abwechslung trotz Einschränkungen

Die Haushalthilfe vom SOS-Dienst öffnet die Türe. «Sieglinde, der Besuch ist da», ruft sie. Der familiäre Umgang erstaunt. «Ja, ich bin mit den beiden Frauen der Haushalthilfe per du. Sie kommen abwechselnd dreimal pro Woche und kaufen ein, kochen, waschen, bügeln. So ist ein Vertrauensverhältnis entstanden und deshalb duzen wir uns. Zweimal pro Woche kommt zudem eine italienische Putzfrau und täglich die Spitex. Ohne diese mehrfache Unterstützung könnte ich nicht mehr zuhause leben», weiss Sieglinde Raeber. Sie berichtet von den Rückenproblemen seit letztem Sommer. Eine Operation hätte möglicherweise geholfen. Doch da sie keine starken Schmerzen hat, wollte sie das Risiko nicht eingehen. Seither trägt sie eine Stütze am rechten Bein. Mit Unterstützung und dem Rollator kann sie nur noch wenige Schritte gehen. Trotz dieser Einschränkungen und den neun Lebensjahrzehnten fühlt sich Sieglinde Raeber nicht hochaltrig und lacht: «Doch weiss ich wohl, dass ich es bin.»

Schuljahre in Ostpreussen

Zufrieden sitzt Sieglinde Raeber-Sawitzki im Haus, das ihr Mann Moritz Raeber vor 60 Jahren gebaut hat. Sie blickt zurück auf ihr langes Leben. Nach zwei viel älteren Geschwistern wurde sie 1934 in Gelsenkirchen in Nordrhein-Westfalen geboren. Bei Ausbruch des Krieges schickten sie die Eltern zu Verwandten nach Ostpreussen, wo sie die ersten Schuljahre besuchte. «Dieser Krieg war schrecklich», meint sie, dankbar, dass sie die schlimmen Zeiten nicht direkt miterleben musste, jedoch von den Eltern getrennt war. So auch nach Kriegsende, als sie bei ihrer bereits verheirateten Schwester in Detmond im Teutoburger Wald wohnte. Nach dem Besuch von sechs Jahren Gymnasium und zwei Jahren einer höheren Handelsschule war sie nicht zufrieden. In Abendkursen holte sie die Matura nach und studierte in Bonn und München Kunstgeschichte und Deutsche Literatur. «Leider ohne Abschluss, da ich auf einer Reise in die Schweiz meinen Mann kennengelernt hatte und 1961 heiratete», erzählt sie und fährt fort: «Die Eltern waren nicht glücklich über meine Wahl. Mein Mann war 23 Jahre älter und bereits 50. Er war ein grossartiger Mann, wir hatten eine wunderbare Ehe. Vor zehn Jahren ist er 104-jährig gestorben.» Die Wehmut und Bewunderung in ihren Worten ist spürbar, auch wenn sie berichtet, wie er als Architekt unter anderem grosse Renovationen durchführte, darunter jene der Jesuitenkirche.

Das Einleben in der Schweiz war nicht einfach, da sie niemanden kannte. Erleichtert wurden Freundschaften durch die Geburt der beiden Töchter und durch den grossen Freundeskreis ihres Mannes. Sie schildert das frühere gesellige Leben im Haus: «Mein Mann war Hobbycellist und spielte in einem Quartett. Wir organisierten viele Hauskonzerte, was auch für mich als Gastgeberin mit Arbeit verbunden war.» Neben der Tätigkeit als Haus- und Familienfrau besuchte sie viele Vorträge an der Uni Zürich. Wohl dachte sie daran, ihr Studium abzuschliessen. «Doch war das damals nicht üblich. Ich hatte ein ausgefülltes, interessantes Leben.»

«Wunderbar, dass es die Spitex gibt»

«Jetzt ist mein Leben nicht besonders interessant. Ich kann ja nicht mehr viel machen. Trotzdem ist es mir nie langweilig», hält sie fest und beschreibt ihren Alltag. Am Morgen wartet sie, bis die Spitex kommt, ihr bei der Körperpflege und beim Anziehen hilft und das Frühstück bereitmacht. Danach liest sie in der «Neuen Zürcher Zeitung» vor allem über Politik und Kultur. Sie bedauert, dass der Kulturteil nicht mehr so gut sei wie früher. Vor und nach dem Mittagessen schläft sie wieder. Oder sie liest, hört Musik und freut sich über Besuche. Gegen Abend bringt sie die Spitex ins Esszimmer und wärmt das Abendessen. Danach schaut Sieglinde Raeber die Tagesschau und manchmal eine weitere Sendung, bis die Spitex gegen zehn Uhr wieder kommt und sie ins Bett bringt. Manchmal muss sie deswegen eine Sendung unterbrechen: «Ich muss mich anpassen. Zwar ist es nicht einfach, bei allem auf Unterstützung angewiesen zu sein, doch geht es nicht anders. Es ist wunderbar, dass es die Spitex gibt, ohne sie könnte ich nicht mehr zuhause leben. Ich will nicht daran denken, wie das Leben dann sein würde.» Es ist ihr bewusst, wie privilegiert sie ist, gibt sie doch einen Drittel ihrer Einnahmen für Betreuung aus.

Manchmal hilft das Beten

Am meisten vermisst sie die Beweglichkeit, die Mobilität, dass sie nicht mehr reisen und ihre in Paris lebende Tochter besuchen kann. «Dafür kommen die Leute zu mir.» Das bringt sie auf andere Gedanken. Sie ist dankbar, dass sie noch klar im Kopf ist, ein gutes Gedächtnis hat und ihre administrativen Aufgaben selber erledigen kann. Sie bedauert, dass sie dieses Jahr am Lucerne Festival kein Konzert besuchen konnte und schildert, wie das schwierige und teure Unterfangen in den Jahren zuvor jeweils ablief. Wenn ihre Freundin sie begleiten konnte, musste sie zwei Tickets kaufen, einen Rollstuhlplatz und einen für die Begleitung. Nach Ankunft des Taxis des SOS-Fahrdienstes bewältigte sie mit Unterstützung des Fahrers und einer Spitex-Mitarbeiterin die steile Aussentreppe. Vor dem KKL wurde sie im Rollstuhl von ihrer Begleiterin abgeholt.

«Es ist noch vieles möglich», freut sie sich und erzählt von den zwei Ferienwochen im Sommer in ihrem Haus im Tessin. Die Fahrt mit Rollstuhl und Rollator erfolgte mit dem Rotkreuz-Krankenwagen. Durch die Organisation «Home Instead» hatte sie für zwei Wochen eine Begleitung organisiert. «Ich fragte mich wohl, wie das Zusammenleben mit einer mir unbekannt Person klappen wird. Es war wunderbar, wir haben uns bestens verstanden. Die Betreuerin, eine Österreicherin, sagte, es sei für sie die schönste Zeit gewesen. Sie würde mich gerne wieder begleiten. Vielleicht ist es im nächsten Frühling wieder möglich.»

Sieglinde Raeber ist sich bewusst, dass sie keine grosse Zukunft mehr hat. Dies ist für sie nicht einfach, wie ihr Gesichtsausdruck zeigt. Bei Sorgen, z. B. um ihre Familie mit den vier Enkelkindern und der Urenkelin, hilft ihr das Beten. Vor allem geniesst sie schöne Momente wie die von der Haushalthilfe gekochte Konfitüre oder den Blick durch die offene Türe in den Garten und auf den Pilatus.

Monika Fischer (Text), Priska Ketterer (Bilder)



Sieglinde Raeber-Sawitzki
geboren 1934 in Gelsenkirchen (D).
Studium der Kunstgeschichte und der
Deutschen Literatur ohne Abschluss.
1961 Heirat mit dem Luzerner Archi-
itekten Moritz Raeber. Mutter von
zwei Töchtern. Haus- und Familien-
frau. Verwitwet seit 2015. Vierfache
Grossmutter und Urgrossmutter eines
Mädchens. Wohnhaft im eigenen
Haus an der Luzerner Cysatstrasse.

Autorinnen und Autoren

Hans Beat Achermann (*1947 in Luzern).

Studium der Germanistik, Pädagogik und Literaturkritik. Arbeitete als Korrektor, Journalist und Redaktor bei den LNN und dem Regionaljournal Zentralschweiz. Zweitausbildung zum Berufs- und Laufbahnberater. Bis zur Pensionierung 2011 Berufsinformator und stellvertretender Amtsleiter beim Amt für Berufsberatung des Kantons Zug. Mitautor des Buches «Chancen nach sechzig».

Pirmin Bossart (*1956 in Schötz).

Studium der Geografie, Ethnologie und deutschen Literaturwissenschaft. Arbeitete als redaktioneller Mitarbeiter und Journalist beim «Vaterland» und der «Luzerner Zeitung». Seit 30 Jahren freischaffend als Journalist für Zeitungen und Magazine. Schrieb als Autor Beiträge für diverse Bücher und veröffentlicht eigene Publikationen.

Corinne Hafner Wilson (*1976 in Winterthur).

M.Sc. Prävention und Gesundheitspsychologie sowie CAS «Gerontologie heute» an der Universität Zürich. Mitglied der Föderation der Schweizer Psycholog:innen. Fachverantwortliche für Hilfen zu Hause bei Pro Senectute Schweiz und selbständige Praxistätigkeit als psychologische Beraterin.

Eva Holz Egle (*1959 in Luzern).

Absolventin der Ringier-Journalistenschule. Arbeitete mehrere Jahre bei den LNN. Seit 1993 freiberufliche Journalistin und Autorin. Für den Luzerner Verlag Pro Libro verfasste sie die Biografie des Glasi-Rettlers Roberto Niederer, im Weiteren ist sie Mitherausgeberin und Mitautorin der Porträtsammlung «Diese Urner», erschienen im Limmat Verlag Zürich. Seit 2022 in der Aktuell-Redaktion des Forums Luzern60plus.

Monika Fischer (*1944 in Luzern).

Lehrerinnenseminar Baldegg. 1970 Einstieg in den Journalismus beim Willisauer Bote, Arbeit in Text und Bild als freie Journalistin für Tages- und Lokalzeitungen. Redaktorin und Mitarbeiterin verschiedener Fach- und Verbandszeitschriften. Mitarbeit in diversen Kommissionen zu Alters-themen. Autorin von zwei Ratgebern, Broschüren und anderer Werke.

Susanne Perren (*1969).

Aufgewachsen in Brig, arbeitet als Autorin und Journalistin für verschiedene Medien und Verlage. Von ihr sind im Limmat Verlag die beiden Bücher «Rosenkranz und Fasnachtstanz» sowie «Diese Walliser» erschienen. Sie lebt und arbeitet seit 18 Jahren in Luzern.

Barbara Stöckli (*1956 in Luzern).

Volontariat bei Radio DRS. Diplomausbildung am MAZ – Die Schweizer Journalistenschule. Redaktorin, Moderatorin und Produzentin beim Regionaljournal Zentralschweiz. Freie Journalistin in Deutschland für Schweizer Zeitungen und Radio DRS. Redaktorin beim Konsumentenmagazin «saldo». Studienleiterin am MAZ, verantwortlich für die Radioausbildung.

Yvonne Volken (*1956 in Bern).

Erster erlernter Beruf: Buchhändlerin. Arbeitete als Journalistin u. a. bei der Schweizerischen Depeschenagentur (SDA), bei der Berner Zeitung und bei Radio SRF, später in der Stadtverwaltung Luzern, u. a. als Sekretärin des Seniorenrates und in der Stadtbibliothek. Seit 2016 Klassenassistentin in Luzern-Littau. Daneben verschiedene Mandate als Journalistin, Kolumnistin und Leseanimatorin (Pro Senectute).

Alexander Widmer (*1978 in Fribourg).

Dr. sc. ETH Zürich, lic. phil. Universität Zürich. Leiter des Bereichs «Innovation & Politik» und Mitglied der Geschäftsleitung bei Pro Senectute Schweiz.

Fotografinnen

Priska Ketterer (*1962).

Ausbildung Primarlehrerin, dann Schule für Gestaltung in Luzern. Ab Januar 1989 als Fotografin berufstätig bei der Tageszeitung «Vaterland». Seit Januar 1993 freischaffend als Fotografin in verschiedensten Bereichen.

Monique Wittwer (*1970).

Ausbildung zur Primarlehrerin. Studium an der Hochschule Luzern – Design & Kunst im Studienbereich Visuelle Kommunikation, Fachbereich Video; Diplomabschluss 2007. Seit September 2012 selbstständige Fotografin.

Das Gesamtprojekt «Das hohe Alter» wurde vom Forum Luzern60plus initiiert und von einer erweiterten elfköpfigen Projektgruppe gestaltet und durchgeführt:


Heidy Steffen (Projektleitung)
Hans Beat Achermann (Forum Luzern60plus)
Livio Arfini (Forum Luzern60plus und Vicino Luzern)
Maja Baer (Spitex Stadt Luzern)
Rita Estermann Abt (Forum Luzern60plus)
Doris Fankhauser Vogel (VIVA Luzern)
Agatha Fausch (Forum Luzern60plus)
Simon Gerber (Pro Senectute)
Esther Lüthi (Forum Luzern60plus)
Doris Suter-Gut (Dr. med., Geriaterin)
Mirjam Müller-Bodmer (Alter und Gesundheit AGES, Stadt Luzern)

Das Projekt «Das hohe Alter» umfasste neben der vorliegenden Publikation eine Plakatausstellung mit den Porträtierten sowie verschiedene Veranstaltungen.

Der Dank geht an alle Beteiligten, welche dieses Projekt finanziell, ideell und personell unterstützt haben.

 **Stadt
Luzern**


**ALBERT
KOECHLIN
STIFTUNG**

 Gemeinnützige Gesellschaft
der Stadt Luzern

**PRO
SENECTUTE**
GEMEINSAM STÄRKER

 Überall für alle
SPITEX
Stadt Luzern

viva luzern